Bolanuten

c

Historische Novellen

über

Friedrich II. von Preußen und seine Zeit.

Von

Conrad von Bolanden.

„Man muß die historischen Wahrheiten gemeinnützig machen, damit die Geschichtslügen gefahrlos und die Geister aufgeklärt werden."

Dritter Band.

5. Deutschlands Dämon.
6. Die böhmische Canaille.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1865.

Deutschlands Dämon.

Die böhmische Canaille.

Historische Novellen

über

Friedrich II. von Preußen und seine Zeit.

Von

Conrad von Bolanden.

Mainz,

Verlag von Franz Kirchheim.

1865.

Mainz,
Druck von Franz Sausen.

V.

Deutschlands Dämon.

1588
1244
144

Herodias.

Im Monate August des Jahres siebzehnhundert vier und vierzig hatten sich auf dem Marktplatze der Stadt Metz einige Bürgergruppen gebildet. Die Gruppen standen unter den schattigen Bäumen, deren dichtes Blätterwerk die Augustsonne abhielt. Die Männer sprachen eifrig; zuweilen laut, zuweilen flüsternd. Dann vereinigten sich die Stimmen zu einem drohenden Gesumme, dem fernen Grollen des Donners vergleichbar, bis heftige Flüche und Verwünschungen aus den Gruppen emporschlugen. Die Bürger sahen oft hinüber nach dem stattlichen Palais, wo zwei Cuirassiere, den gewichtigen Säbel im Arme, Kopf und Brust durch den blanken Helm und Harnisch geschützt, Wache standen. In dem bewachten Palais wohnte König Ludwig XV. von Frankreich. Der König kam aus Flandern. Dort hatte er rasch einige Festungen erobert, und jetzt eilte er mit seinem Heere, zum Schutze

Frankreichs gegen Carl von Lothringen, der mit siebenzig Tausend Oesterreichern den Rhein überschritten, in sein Reich zurück.

So oft die Männer nach dem Palais hinübersahen, blitzten ihre Augen, die Brauen zogen sich finster zusammen, der Mund lächelte höhnisch, und die Fäuste ballten sich.

Noch größer wurden diese Ausdrücke des Zornes, wenn sie das an die königliche Wohnung grenzende Gebäude, „die Abtei," betrachteten. Die Mönche hatten zwar längst jenes Gebäude verlassen, der Staat hatte des Klosters Eigenthum eingezogen, aber noch immer hieß das Haus „die Abtei." Dort wohnte die Herzogin von Chateauroux, des Königs Freundin.

Die Herzogin, ein sehr schönes, geistvolles und kühnes Weib, hieß früher Frau de la Tournelle. Der König erhob die schöne Frau in den Herzogsstand, und schenkte ihr die königliche Huld in so hohem Grade, daß für die Königin von Zuneigung und Liebe nichts mehr übrig blieb.

Das Volk sah den Scandal und schimpfte. Denn der Scandal verletzte des Volkes Sittlichkeitsgefühl im höchsten Maße. Das Volk war noch der sittlichen Entrüstung fähig, weil die zersetzenden Lehren der

Philosophen jener Zeit noch nicht in das Volk gedrungen waren.

Voltaire und Genossen benagten zwar unermüdlich die Fundamente der gesellschaftlichen Ordnung. Aber es bedurfte einer Reihe von Jahren, bis jene benagenden, giftigen Würmer die Bande christlicher Verhältnisse durchgefressen hatten.

Die stolze und schöne Herzogin fühlte den auf ihr lastenden Druck des schimpflichen Verhältnisses. Allein ihr Stolz war größer, als ihr Schamgefühl. Sie zog die Beherrschung des Königs von Frankreich der Rückkehr in ehrenvolle, aber einflußlose Verhältnisse vor.

Dagegen bemühte sich die Chateauroux, den thatlosen und genußsüchtigen Monarchen zur Thatkraft zu entflammen. Dieses edle Bestreben sollte, nach ihrer Absicht, den Makel ihres Rufes vor den Augen des Volkes einigermaßen abwaschen.

Als der Krieg gegen Oesterreich in Flandern losbrach, beredete sie den Fürsten, sich an die Spitze des Heeres zu stellen. Ludwig zeigte hiezu keine Lust. Die Herzogin aber setzte ihre Bemühungen so lange fort, bis er den Schmeicheleien und Liebkosungen der Freundin nachgab. Sie wollte den Geliebten in den Krieg begleiten. Ludwig war entzückt darüber. Allein

der Marineminister Maurepas widersprach entschieden. Er zeigte dem Monarchen die schlimmen Folgen eines solchen Geleites: — den Zorn der öffentlichen Meinung, das Grollen des Heeres. Die Herzogin mußte zu Hause bleiben, — jedoch nur einen Monat. Dann eilte sie, von Sehnsucht getrieben, dem Geliebten nach, und langte im Juni bei dem Könige an. Die Soldaten murrten und schämten sich. Der Herzog von Richelieu aber, ein treuer Genosse des Königs bei allen Ausschweifungen, wußte diesen „Ungehorsam der Liebe“ durch die glänzendsten Phrasen zu entschuldigen.

Als Ludwig aus Flandern nach Frankreich zurückeilte, wich ihm die Herzogin nicht von der Seite, — dem Murren des Heeres und den Spottliedern des Volkes zum Trotze. Da sie es nicht wagte, in Metz dasselbe Haus mit ihm zu bewohnen, so bezog sie die angrenzende Abtei, und ließ dieselbe durch einen hölzernen Gang mit dem Palais verbinden. Ungesehen konnte sie jeden Augenblick Besuche machen und empfangen, ohne den verächtlichen Blicken der Soldaten und Bürger ausgesetzt zu sein [1]).

Dessenungeachtet stieg die Gährung jeden Augenblick. Man kannte den Zweck des verdeckten Ganges.

---

1) Gfrörer, Bd. III. S. 251.

Die Spottlieder und Gassenhauer mehrten sich. Die wunderlichsten Hofscenen wurden erzählt, und diese gossen Oel in das glimmende Feuer. Die Herzogin durfte nicht öffentlich erscheinen, ohne Demüthigungen zu begegnen und Spottlieder zu hören.

„Wie engherzig diese Menschen sind, und auch wie undankbar," sagte bei solchen Vorfällen die schöne Frau. „Ich habe den König, meinen hohen Gönner, einer trägen Ruhe entrissen. Ich habe aus dem müßigen Fürsten einen siegreichen Feldherrn gemacht, und ihn der glänzenden Schaar französischer Heerführer eingereiht. Dafür ist Frankreich mir Dank schuldig und Anerkennung. — Und nun diese Undankbarkeit! Aber ich will dieses dumme, rigorose und bigotte Volk verachten."

Die Herzogin verstand es eben nicht, des Volkes sittliche Entrüstung zu würdigen.

Und wenn, im Urtheile des Volkes, unter solchen Verhältnissen der kriegerische Ruhm allen Werth verlor, so dachte das Volk edler und größer, als die Herzogin von Chateauroux.

Dennoch war die Chateauroux nicht ohne Bewunderer. Friedrich II., König von Preußen, war nicht so engherzig und rigoros, wie das französische Volk. Er pries bei jeder Veranlassung die kühne, unter=

nehmende Frau. Er setzte ihr sogar ein Denkmal in seinen Schriften.

„Eine Frau unternahm es, aus Liebe zum Vaterlande, Ludwig XV. aus dem müßigen Leben zu reißen, welches er führte, ihn zu bewegen, daß er sich an die Spitze seiner Heere stellte. Sie opferte für Frankreich die Interessen ihres Herzens und ihres Glückes. Das war die Frau von Chateauroux. Sie sprach mit solcher Kraft, sie rieth zu, sie drängte den König so lebhaft, daß er sich zur Reise in's Lager entschloß. Eine so großmüthige und selbst heroische That verdient um so mehr, in den Jahrbüchern der Geschichte aufgezeichnet zu werden, als die Maitressen, welche dieser Frau vorangingen, ihren Einfluß nur zum Unheile des Königreiches angewendet haben [1]."

Diese Lobrede hielt Friedrich II. der Maitresse Ludwigs XV.

Die Bürgergruppen auf dem Marktplatze hatten sich in einen großen Haufen vereinigt, und dieser Haufe wurde immer größer. Sie waren unter den Bäumen hervorgetreten. Sie standen vor der Abtei, nur durch die Planken des Platzes, und die vorüberziehende Straße von derselben getrennt. Die Reden

---

1) Oeuvres III. 44.

wurden immer lauter und heftiger. Wenn die erhitzten Köpfe nach der Abtei sich kehrten, so glaubte man, der Haufen wolle jeden Augenblick auf das Haus losstürzen, und das verhaßte Weib dem Grimme der Menge überliefern. Die Wachen sahen gleichgültig in den Lärm. Auch die übrigen Krieger, welche einzeln oder in Gesellschaft vorüberkamen, kehrten sich nicht daran. Sie hörten die Schimpfreden, zuckten die Achseln, oder begleiteten dieselben durch beistimmendes Kopfnicken. Die Bürger kannten die Stimmung im Heere, und wußten, daß eine Gewaltthat gegen die verhaßte Chateauroux von den Soldaten gerne gesehen würde.

Kaum entsteht im Volke eine Bewegung, so hat sich schon ein Haupt gebildet. Wie die Heerde ihren Leithammel besitzt, und die Züge gewisser Vögel ihren Führer, so muß auch die Menge ihren Leithammel haben. Dieser lenkt das Ganze. Er denkt für Alle, — oder vielmehr: Gesinnung und Anschauungen der Masse kommen bei ihm zum schlagendsten, klarsten Durchbruche. Daher folgt ihm bereitwillig die Menge. Er ist der Mann ihres Vertrauens.

Die Bewegung des Volkes zu Metz gegen die Maitressenwirthschaft besaß gleichfalls ein Haupt, nämlich Werner, den Grobschmied. Er stand gegenwärtig

in Mitte des Kreises, der sich um ihn gebildet hatte. Sprach er, so nickten alle Köpfe beifällig. Ballte sich seine Faust gegen die Abtei, so ballten sich alle Fäuste. Sprühten seine Augen Zornesflammen, so entzündeten diese Flammen Feuer in Aller Augen.

Der Grobschmied hatte blonde Haare, blaue Augen, gewaltige Fäuste, ein ehrliches Gesicht und eine Stimme, deren Klang an das Metall erinnerte, welches er täglich bearbeitete. Er trug einen langen Tuchrock mit großen blanken Knöpfen, eine rothe Weste mit vier Reihen kleinerer Knöpfe, von denen jeder ein Frankenstück war, kurze Lederhosen, weiße Strümpfe, silberne Schnallen auf den Schuhen, und auf dem Kopfe einen mächtigen dreieckigen Hut. Dieser Sonntagsstaat war älter, als Herr Werner; denn er hatte ihn von seinem Vater geerbt. Die Lederhosen und die Silberschnallen auf den Schuhen sollten sogar aus jener Zeit stammen, da Metz noch zum deutschen Reiche gehörte. Werner behauptete es wenigstens, und so oft dies geschah, knüpfte er Bemerkungen daran, die nicht zur Sache gehörten.

„Seht," sprach er, „Metz gehörte vormals zum deutschen Reiche, — und die Deutschen waren die stolzeste und mächtigste Nation auf Erden. Gegen den deutschen Kaiser war so ein Königlein von Frankreich,

was ein Schlosserhämmerlein gegen meinen großen Zuschlaghammer ist. Aber durch Verrath kam die freie deutsche Reichsstadt Metz an Frankreich, und jener deutsche Fürst, welcher den Verrath beging, muß dafür ewig in der Hölle brennen."

Der Grobschmied machte aus seiner deutschen Gesinnung kein Geheimniß. Die Bürgerschaft nannte ihn deßhalb nur den „Deutschen," — damals noch ein Ehrentitel in Metz.

„Die Schmach ist groß, Bürger!" rief Werner. „Ganz Frankreich steht da in Schimpf und Schande vor der ganzen Welt. So etwas ist noch nicht dagewesen, das könnt ihr glauben. Wer noch ein Bischen Ehre im Leibe hat, den muß der Zorn umbringen. Betrachtet nur den Schlauch dort!" — und er deutete auf den verdeckten Gang. „Ja, die Chateauroux ist erfinderisch! Sie wohnt nicht im Palais, um keinen Anstoß zu geben. Weil sie uns für übermäßig dumm hält, darum läßt sie dort den Schlauch machen, durch den man jeden Augenblick ungesehen zum Könige gelangen kann. Wir dummen Leute dürfen aber ja nicht glauben, daß die sittsame Chateauroux jemals durch den Schlauch geht. Bewahre Gott! Darum kommt mir das Ding dort, der

Schlauch, gerade so vor, wie ein Nasenstümper, den man uns gibt, — uns einfältigen Leuten."

Die Bürger murrten.

„Man muß zum König gehen und ihm sagen, daß wir in Metz keine schändliche Wirthschaft dulden," rief der Gerbermeister Fritz.

„Zum König?" entgegnete Werner spöttisch. „Weißt Du nicht, daß die Chateauroux doppelte Wachposten an alle Thüren gestellt hat? Der König ist ja krank, — und die Wachposten sollen jeden störenden Besuch an der Schwelle abweisen. Und dann, Bürger, wißt ihr nicht, daß ein sterbenskranker Mann nur an die vier letzten Dinge denkt? Weßhalb beschmutzt ihr die Ehre der keuschen Chateauroux durch schändlichen Verdacht?"

„Die Erfindung ist gut, — sehr gut!" rief es im Kreise. „Ja, der König ist krank, und die barmherzige Chateauroux ist seine Wärterin."

„Laßt euch sagen, Bürger, was wir thun wollen," rief der Grobschmied. „Jeden Tag seht Ihr die Dirne ausfahren, so frech, wie die leibhaftige Schamlosigkeit, und so aufgebläht, wie ein Pfau. Mir dreht sich jedesmal das Herz im Leibe herum, wenn sie da kommt im Wagen des Königs. Hört meinen Vorschlag! Unsere Jungen singen zwar Spottlieder auf

die Dirne, aber das hilft nichts, wie ihr seht. Wir müssen stärkere Mittel anwenden. Wir müssen sie auspfeifen, so oft sie ausfährt. Wir müssen ihr so derben Schimpf an den Kopf werfen, daß selbst ihre Unverschämtheit es nicht ertragen kann."

„Ganz recht, — das wirkt, — das wollen wir thun!"

„Und wenn das Schreien und Pfeifen nichts hilft, dann gibt es noch Pflastersteine."

„Machen wir heute gleich den Anfang," sagte Fritz. „Vor einer Stunde fuhr sie mit dem Grafen Schmettau durch das Thor und muß bald zurückkehren. Wer nicht pfeifen und schreien kann, der nehme Kannen und Blechtöpfe zur Hand, damit es einen tüchtigen Lärm gibt."

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Einige gingen fort, um sich die erwähnten Instrumente zu verschaffen.

„Wer ist der Graf Schmettau?" fragte Werner.

„Der Gesandte des Königs von Preußen," antwortete Fritz. „Mein Vetter, welcher Lakai am Hofe ist, sagte mir, daß der steife Mann in der blauen Uniform Graf Schmettau heiße, und von seinem Könige geschickt worden sei."

„Und der Graf fährt mit der Landläuferin? Muß mir auch ein schöner Vogel sein!“

„Bah, — das thut er nur aus Politik! Wer beim Könige etwas durchsetzen will, der muß sich an die Chateauroux halten.“

„Natürlich! Denn die Chateauroux ist König, — und wir sind die Unterthanen dieses Königs. Merkt es euch, Bürger, — erwägt es,“ rief Werner mit glühenden Blicken, „eine Dirne ist eure Königin!“

„Gott verdamme sie!“

„Daran wird es nicht fehlen, Bürger! Denn die Chateauroux müßte den Himmel verpesten durch ihre Schamlosigkeit, und die Engel ärgern durch ihre Hoffahrt. Und der König? Nun, — wenn er uns die Schmach nicht hätte angethan mit seiner Herodias, würde ich sagen: Gott sei ihm gnädig! Wenn er das Gebot nicht wüßte: „„Du sollst nicht ehebrechen,““ — würde ich sagen: Gott verzeiht dem Unwissenden. Und wenn ich an die arme Königin nicht dächte, die vergeht vor Gram und Herzeleid, — würde ich sagen: Der König thut mir leid.“

„Und wenn Du dies Alles nicht sagst, Werner, was sagst Du in Wirklichkeit,“ fragte Roth, der Metzger.

„Ich sage nichts, Gevatter! Aber ich wünsche dem

Könige einen Geistlichen, der ihn bekehrt und dem Teufel entreißt. Mein Wunsch aber ist eitel; denn wir haben keine Geistlichen."

„Keine Geistlichen? Die Menge!"

„Doch nicht, Bürger! Ihr kennt doch die Bibel? Dort wird erzählt von einem Judenkönig, Herodes hieß er. Dieser Herodes hatte seine Herodias, geradeso wie Ludwig die Chateauroux hat. Damals gab es zwar viele Schriftgelehrte und Priester, aber nur einen Geistlichen, Johannes den Täufer. Dieser Johannes erinnerte den König an das sechste Gebot. Er sagte ihm die Wahrheit, er hielt ihm seine schlechte Bekanntschaft vor. Wo ist denn bei uns Johannes der Täufer? Wo ist bei uns der Geistliche, welcher dem Könige sagt: Das ist Dir nicht erlaubt? Ja, wir haben viele Schriftgelehrte und Priester, aber keine Geistlichen, — nicht einen einzigen."

Diese Worte rief der Grobschmied mit lauter Stimme, und zwar in demselben Augenblicke, als eine gebeugte Gestalt unter den Bäumen hinschritt. Ein leichter Ueberwurf fiel dem Manne bis zu den Füßen hinab, und ein dreieckiger Hut, etwas feiner, als ihn die Bürger trugen, bedeckte sein greises Haupt. Er blieb in einiger Entfernung stehen, und folgte, durch einen Baumstamm gedeckt, der Unterhaltung.

„Du hast Recht, Gevatter,“ sagte Roth. „Unsere Geistlichen taugen nichts; denn ihre Pflicht wäre es zuerst, den König zurechtzuweisen.“

„Ganz Frankreich würde den Geistlichen segnen, der zum Könige ginge und ihm sagte: „„König, es ist Dir nicht erlaubt, diese Chateauroux, diese Landläuferin, diese Dirne bei Dir zu haben. König, bedenke, welches Aergerniß Du dem Volke gibst! Sieh' Dich vor, König, daß sich Deine Unterthanen an Dir kein Beispiel nehmen; denn Du hättest Alle auf dem Gewissen, die um Deines nachgeahmten Beispiels willen verdammt werden. Darum schaffe die Herodias aus Deinem Hause, — fort mit ihr; sonst trifft Dich, o König, der Fluch des Himmels, die Schmach des Lasters, und der Zorn Deines Volkes!““ — „Bürger,“ rief Werner mit starker Stimme, „meine linke Hand für so einen Geistlichen!“

Der Greis hinter dem Baume wiegte nachdenkend das Haupt.

„Werner hat Recht, — so ist's, die Geistlichen thun ihre Schuldigkeit nicht,“ rief es im Kreise.

„Ihr geht zu weit, Bürger,“ sagte eine Stimme. „Nicht alle Geistlichen sind Feiglinge, — es gibt auch noch gewissenhafte unter ihnen. Aber die Gewissenhaften sind selten an den Höfen der Fürsten. Haltet

ihr den Pfarrer von St. Peter und den Pfarrer von St. Germain nicht für gewissenhafte, fromme Männer?"

Es schwieg im Kreise. Werner nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Laßt aber einmal den Pfarrer von St. Peter, oder von St. Germain es versuchen," fuhr die Stimme fort, „dem Könige eine Predigt zu halten! Ich setze mein Leben auf die Behauptung, daß man die Pfarrer von der Thüre weisen würde."

„Ganz recht, Gutwein," sprach Werner. „Die Chateauroux würde eher zehn Teufel einlassen, als einen frommen Geistlichen. Aber ich spreche nicht von den Pfarrherren, — ich rede von den Bischöfen! Haben diese nicht das Recht, den König zu sprechen? Ich rede von dem Pater Perusseau, des Königs Beichtvater! Wohnt er nicht mit dem Könige unter einem Dache? Ißt er nicht mit ihm an einem Tische? Hat er nicht des Königs Seele auf dem Gewissen? Jeden Augenblick könnte er ihm Vorstellungen machen. Schon Ehren halber sollte er keine Minute in dem Hause bleiben, wo die Dirne wohnt. Aber nichts thut Perusseau, — nichts, gar nichts! Was soll man davon denken? Hat unser Herrgott zweierlei Gebote gegeben, für das Volk und für die Könige? Oder soll man

denken, daß Alles leeres Stroh gedroschen ist, — daß manche Geistlichen selber nicht glauben, was sie predigen?"

Das Gesicht des Mannes hinter dem Baume wurde immer ernster, und sein Haupt sank immer tiefer auf die Brust herab.

„Ihr geht zu weit, Werner!" sagte Fritz. „Die Sache ist ganz einfach: — Perusseau will höher hinauf. Er will einmal Bischof oder gar Papst werden. Und darum darf er's mit dem Könige nicht verderben."

„So ist's, — getroffen!" riefen Mehrere.

„Und mit der Herodias darf er's auch nicht verderben," sagte Hirsch, der Färber. „Wie die jüdische Herodias das Haupt des Täufers forderte, so würde die Chateauroux für Perusseau wenigstens den Laufpaß begehren, — und mit der Bischofskappe wäre es vorbei."

„Ihr habt Alle Recht, Bürger!" rief Werner. „Ich aber hab' auch Recht, wenn ich sage, daß in dem Perusseau kein Funken Pflichtgefühl steckt, — daß er ein armseliger Mensch ist. Will doch sehen, ob unsere Bischöfe gerade so viel taugen, wie der Perusseau. Ob Keiner das Maul aufthut. Ob sie Alle schweigen und stumme Hunde sind. Geschieht dies, Bürger, dann o weh, — o weh! Dann ist's nimmer

weit vom Ende der Welt. Sind einmal die Geistlichen pflichtvergessen, dann geht's mit der Post bergab."

Es entstand eine schwüle Stille.

Der Mann am Baume nickte einige Male traurig mit dem Haupte.

„Vox populi, vox Dei!" sagte er.

„Nun, Freunde," rief Hirsch, „wir wenigstens haben noch den Muth, der Chateauroux eine tüchtige Predigt zu halten. Und was für eine Predigt?" sagte er lachend, beim Anblicke der Blas- und Klopfinstrumente in den Händen Vieler. „Die Dirne soll sich wundern! Sie soll erfahren, wie das Volk denkt! Sie soll wissen, daß wir zu Metz kein Schandleben dulden, und der König soll es auch wissen."

„Wer kommt denn dort gelaufen?" sagte Fritz, indem er die Straße hinabsah. „Ist es nicht Gerhard? Was hat er nur? Der rennt ja, als ob ihm der Tod auf der Ferse wäre."

„Nun, Gerhard, was hast Du, — was gibt's?"

„Eine Neuigkeit, — eine prächtige Neuigkeit!"

„Was denn? Hat die Chateauroux den Hals gebrochen?"

„Nichts da, — meine Neuigkeit ist größer, — laßt mich nur erst ausschnaufen!"

„Wenn die Chateauroux nicht den Hals gebrochen hat," sagte Roth, „dann gebe ich keinen Franken für Deine Neuigkeit."

„Hört nur, hört!" eiferte Gerhard. „Ihr wißt ja, daß Prinz Carl von Lothringen mit siebenzigtausend Oesterreichern über den Rhein ging, daß er in Frankreich einfiel."

„Ja," — unterbrach ihn Fritz, „und daß er unsere Truppen geschlagen, daß er Weißenburg eroberte, daß es so viele Tausend Todten gab. Was hilft dies Alles, wenn die Chateauroux nicht unter den Todten ist?"

„Gebt acht, was ich sage," rief Gerhard. „Eben erhielt Marschall Belleisle die Kunde, daß die Oesterreicher unsere Truppen dreimal hinter einander geschlagen und bereits Zabern erobert haben. Wartet noch vierzehn Tage, und die Oesterreicher stehen vor unserer Stadt."

Die Nachricht machte keinen Eindruck. Nirgends Zeichen patriotischer Erhebung. Im Gegentheile, — Manchen schien die Kunde der Niederlage nicht unangenehm.

„Laßt ihn nur kommen, den Prinzen Carl!" sagte Werner. „Wenn der Prinz verspricht, daß er von

der Chateauroux uns erlöst, dann will ich ihm als Freund und Bundesgenosse die Hand reichen."

„Bst, — nimm Dich in Acht, Gevatter!" warnte Roth.

„Bah! Prinz Carl ist Herzog von Lothringen, — Lothringen ist sein Stammland. Wenn er nun kommt, das Seinige zu nehmen, dann sollen es ihm die Räuber seines Eigenthumes wehren. Recht bleibt Recht! Ich rühre weder Hand, noch Fuß gegen den Prinzen Carl, denn er hat keine Dirne."

„Aufgepaßt, dort kommt sie!" rief eine Stimme.

Alle Köpfe wandten sich nach der angedeuteten Richtung.

Ein prächtiger Hofwagen, von vier schönen Pferden gezogen, fuhr die Straße herauf.

Werner ordnete rasch die Leute. Er stellte sie in drei Reihen, dicht hintereinander, an den Planken der Abtei gegenüber auf.

„Blast, — schreit, — heult, — pfeift, — klopft aus Leibeskräften, daß es einen Höllenlärm gibt," mahnte er. „Aber nicht eher, bis ich das Zeichen gebe."

Damit stellte er sich vor die Reihen, wie ein Kapellmeister vor sein Musikcorps.

Die Wachposten sahen die Vorbereitungen der Bür-

ger, sie sahen den Hofwagen, und erriethen Alles. Auch einige Offiziere, die gerade über den Platz gingen, bemerkten die sich vorbereitende Begrüßung der Herzogin. Sie standen einen Augenblick stille, sahen nach dem Wagen, dann auf die Bürger, lächelten und schritten rasch unter den Bäumen hin, um von einiger Entfernung den Spektakel zu beobachten.

Der greise Mann trat hinter dem Stamme hervor und blickte verwundert hinüber.

Der Hofwagen war auf hundert Schritte herangekommen. Schon öffnete sich das Thor der Abtei zur Einfahrt. Die Bürger hielten die Instrumente bereit. Werner blickte nach dem Wagen und Zornesgluth überströmte sein Gesicht.

Die Herzogin von Chateauroux war in der That ein sehr schönes Weib, jung, geistreich und mit allen jenen reizenden Körperformen ausgestattet, die einen Mann, wie Ludwig XV., zu den schmählichsten Verirrungen verlocken konnten.

Ihr gegenüber saß Graf Schmettau, durch den Schattenkaiser in den Grafenstand erhoben, zum Lohne für die Siegesnachricht bei Czaslau, die er, im Auftrage Friedrichs II., Carl VII. überbrachte. Der Graf trug dir preußische Generalsuniform, und war,

wie es schien, mit den Erfolgen seiner Sendung wohl zufrieden.

Neben der Chateauroux saß eine Kammerfrau, deren fast häßliches Gesicht die Schönheit der Herzogin um so glänzender hervorhob.

„Ich bewundere das Genie Ihres Königs, Herr Graf!“ sagte die Herzogin. „Der Kriegsplan gegen Oesterreich verräth ebensoviel Scharfsinn, wie Sicherheit des Erfolges. Zweifeln Sie keinen Augenblick, daß die Majestät von Frankreich den kühnen Plan mit allen Kräften unterstützen wird. — Aber, was ist denn das?“ — unterbrach sie sich, als der Wagen zehn Schritte von den Bürgern entfernt war.

„Herodias, — Dirne, — Landstreicherin, — Buhlerin,“ — riefen viele Stimmen.

Die Herzogin, der deutschen Sprache unkundig, verstand den Sinn der zugerufenen Benennungen nicht. Aber das Wort „Herodias“ erschloß ihr augenblicklich die Bedeutung aller übrigen. Eine glühende Röthe überströmte ihr Gesicht, als in demselben Augenblicke ein furchtbares Schreien, Pfeifen, Heulen und Anschlagen der Metallstücke losbrach, und so lange fortgesetzt wurde, bis der Wagen unter der Einfahrt verschwand.

Alle Fenster der Umgebung wurden aufgerissen.

Es zeigten sich lachende, schadenfrohe Gesichter. Hie und da wurde durch schrilles Pfeifen aus den Fenstern das Musikcorps der Bürger unterstützt. Die Schildwachen standen so theilnahmslos, als ginge sie der ganze Spektakel nichts an.

Die Offiziere verschwanden lachend in der nächsten Gasse.

Friedrichs Verbündete.

König Ludwig XV. kannte die Stimmung des Heeres und Volkes nicht. Die schlaue Herzogin hatte den Monarchen mit einer doppelten Wache von Personen umstellt, die ihr unbedingt ergeben waren. Niemand wurde vorgelassen, von dem man fürchtete, er möchte dem Fürsten die Augen öffnen. Eine getreue Helferin, zur Erhaltung des schmachvollen Verhältnisses, besaß die Begünstigte in ihrer Schwester, der Marquise von Flavacourt.

Diese beiden Frauenzimmer beherrschten den König vollkommen. Die Höflinge wußten dies, und säumten nicht, den Schwestern die unbedingtesten Huldigungen darzubringen. Sollten Entschlüsse von Wichtigkeit gefaßt, oder eine Staatsangelegenheit geordnet werden, dann suchte man das Interesse der Chateauroux hiefür zu gewinnen, — die königliche Genehmigung war gesichert. Die Herzogin, welche den trägen, genuß-

süchtigen Fürsten zum Feldzuge gegen Oesterreich in Flandern beredet, vermochte Alles über ihn. Und das stolze Weib war sich dieses Einflusses mit Freude bewußt. Sie mischte sich in alle Regierungsgeschäfte, und vereitelte oft mit Absicht die Plane des tüchtigen und ihr verhaßten Marineministers Maurepas. Ihr unternehmender Geist gefiel sich in dieser Sphäre, und gerne hörte sie die Versicherung der Schmeichler, daß sie zur Förderung der Größe Frankreichs berufen sei.

Friedrich II., klug und vorsichtig bei allen Unternehmungen, hatte die Verhältnisse des französischen Hofes genau ausgekundschaftet. Graf Schmettau überbrachte der Begünstigten ein sehr schmeichelhaftes Schreiben des Königs, und dieses Schreiben gewann das eitle Weib vollkommen.

In die Herrschaft über den Bourbonen theilte sich mit der Chateauroux der Herzog von Richelieu, — ein gewandter Höfling, genußsüchtig, sittenlos, wie sein Herr, voll Ehrgeiz und Ränken.

Dieser Mann wartete in dem Vorzimmer der Herzogin. Bereits vor einer halben Stunde hatte er sich anmelden lassen, und immer noch ließ die Dame den Herrn warten.

Der Herzog stand am Fenster, und sah auf den Ort, wo die Bürger den Lärm aufgeführt.

„Die Demonstration von gestern muß ihre Nerven etwas angegriffen haben," sagte er mit einem Lächeln des Spottes und der Schadenfreude. „Die Lektion war freilich stark. Indessen," — und er verzog den Mund verächtlich, „die edle Herzogin weiß sich mit Gleichmuth über solche Kleinigkeiten hinwegzusetzen. Ueber Schmach und Katzenmusik ist sie erhaben. Ich will meinen Degen verschlucken, wenn sie nicht heute schon Alles vergessen hat."

Richelieu hatte nicht ganz Unrecht. Die Nerven der Chateauroux befanden sich in der besten Ordnung. Freilich zürnte sie heftig unmittelbar nach der Beschimpfung; sie vergoß auch einige Thränen. Heute war der Vorfall überwunden. Und wenn sie den Herzog lange warten ließ, so geschah dies nur deßhalb, weil sie mit ihrer Schwester, der Marquise von Flavacourt, eine wichtige Unterredung hatte.

Die Marquise hielt einen Brief in der Hand, den sie eben vorgelesen. Die Chateauroux saß auf dem Pfühle, das Haupt in die Hand gestützt, die Augen nachdenkend niedergeschlagen, das hübsche Gesicht voll Besorgniß.

„Die Nachricht ist ganz sicher, wir können uns darauf verlassen," sagte die Flavacourt. „Die Herzoge von Orleans, von Chatillon und Bouillon sind

auf dem Wege nach Metz. Jeden Tag können sie eintreffen. Der Brief bemerkt, daß eine Intrigue gegen uns angesponnen sei, und daß die Prinzen Deinen Sturz beschlossen hätten."

„Meinen Sturz?" — und ein verächtliches Lächeln spielte um ihren Mund. „Die Herren mögen kommen, — ich fürchte sie nicht, — nein, nicht im Geringsten."

„Du nimmst die Sache zu leicht, Louise," sprach die Flavacourt. „Du kennst das Schicksal unserer Schwester. Auch sie verlor des Königs Gunst [1])."

„Unsere Schwester, — nun unsere Schwester," — wiederholte die Chateauroux etwas spöttisch, wobei sie in den gegenüber hängenden Spiegel sah, als wolle sie sagen: „Unsere Schwester und ich, — welch' ein Unterschied!"

Statt dessen sagte sie aber: „Unsere Schwester hatte eben Unglück."

„Auch Du könntest Unglück haben. Bedenke die gewichtigen Stimmen der Prinzen."

„Sei unbesorgt, Henriette! Die Herren mögen kommen und erfahren, daß sie der König — nicht empfängt, — nicht einmal empfängt."

„Nicht empfängt?" wiederholte die Marquise eifrig. „Weißt Du nicht, daß Prinzen von Geblüt

1) Madame de Mailly.

ein Recht haben, jeden Augenblick den König zu sprechen?"

„Ich weiß es. Aber der König ist krank. Sein Zustand gestattet keinen Empfang. Die edlen Prinzen müssen daher warten, bis der König gesund ist."

„Du scherzest, Louise! Und ich bin von Besorgniß erfüllt."

„Weil Du des Königs treue Liebe nicht kennst," sagte die Begünstigte stolz. „O ich fürchte jene Herren gar nicht, — ich will es sogar auf eine Audienz ankommen lassen. Sie mögen ihre Vorstellungen machen, — von dem Kummer der vergessenen Königin erzählen, von dem Uebelwollen der Pariser, von dem Zürnen des Seebären Maurepas und von tausend anderen gleichgültigen Dingen. Dann mögen die Prinzen über ihre Niederlage sich trösten."

„Wie sicher Du bist! Mich schreckt der bloße Gedanke, von dieser glänzenden Höhe plötzlich hinabgestürzt zu werden. Ach, welche Leiden und Verfolgungen stünden uns bevor!"

„Genug hievon, Henriette! Erwarten wir festen Fußes unsere Feinde," sprach die stolz aufgerichtete Chateauroux. „Es ist zwar eitel, selbst vor der Schwester dies zu sagen, — aber zu Deiner Beruhigung sei's gesagt: — ein einziger Blick von mir

wirft alle gehässigen Einflüsterungen der Großen Frankreichs über den Haufen. Ich kenne meinen Louis, und weiß, daß er der Liebe nicht widerstehen kann."

„Wäre es nicht gerathen, Richelieu von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen?"

„Ich will es überlegen. — Aber Du erinnerst mich, daß der Herzog schon lange wartet."

Sie klingelte. Die erscheinende Kammerfrau wurde beauftragt, Richelieu eintreten zu lassen.

Die Marquise verschwand durch eine andere Thüre, in demselben Augenblicke, da Richelieu hereinkam.

Die erste Verbeugung machte der Höfling, als er noch an der Thüre stand, — die zweite, nachdem er einige Schritte gegen die sich stolz blähende Chateauroux vorgetreten, — die dritte, bevor er sich auf ein Knie niederließ und ihre Fingerspitzen küßte.

„Verzeihen Sie, Herr von Richelieu, wenn ich Sie, wider meinen Willen, mußte warten lassen."

„Wider Ihren Willen, Gnädigste? Ich staune! Bisher glaubte ich, daß Alles hier, — und hier ist Frankreich, — sich Ihrem Willen fügen müsse. — Was mein Warten anbelangt, so verstrichen mir die fünf oder sechs Minuten so rasch und angenehm, wie jenem Glücklichen, der in himmlischer Atmosphäre athmen darf."

„Es freut mich sehr, daß Ihnen die halbe Stunde, wie einige Minuten, vorkam. Allein es war nicht anders möglich! Der Herzog von Richelieu mußte in geziemender Toilette empfangen werden.“

Der Mann machte eine sehr tiefe Verbeugung.

„Sie hätten die Majestät heute noch nicht durch einen Besuch beglückt?“

„O gewiß, mein Herr! Allein der König verlangt, bezüglich der Toilette, jene Aufmerksamkeit nicht, die ich dem Herzoge von Richelieu schuldig bin.“

Und sogar der Herzog von Richelieu bewunderte im Stillen die Hoffahrt und zugleich die Unverschämtheit der Maitresse.

„Freilich, — freilich!“ sagte er, wie zerstreut. „Ich habe immer gefunden, daß die Pracht der Toilette neidisch schöne Frauen bewacht, — daß sie, wie ein Wall umgibt und schützt, — daß sie in gebietender Ferne den glühendsten Verehrer hält. Freilich, nur die Majestät hat das Glück, diese neidische Schutzwehr vermissen zu dürfen.“

Er lehnte sich hiebei etwas auf dem Stuhle zurück, und sah, wie von Bewunderung hingerissen, auf die Chateauroux.

„Sie haben mich zu großem Danke verpflichtet, Herr Herzog! Der König hörte den Lärm gestern, —

Sie waren zufällig bei ihm, — er fragte nach der Ursache des Tumultes, —"

„Und ich erklärte," unterbrach er sie, als die Herzogin abermals inne hielt, „daß eine Schaar betrunkener Menschen eine Maskerade aufführe. Natürlich! Die Unverschämtheit dieses rohen Pöbels darf das Herz der Majestät nicht auf die empfindlichste Weise kränken."

Die Herzogin war an den Schreibtisch getreten und hatte einen Brief hervorgezogen.

„O ich weiß mich zu trösten über die Rohheit des Pöbels!" sagte sie. „Der geistreichste Monarch Europa's ist für dieselbe Person von Bewunderung erfüllt, welche der Pöbel zu Metz insultirte. — Hier lesen Sie!"

„Ah, — schmeichelhaft, — außerordentlich schmeichelhaft," sagte Richelieu, indem er las. „Friedrich II. bewundert Ihren Heroismus, — Ihre Verdienste um Frankreich durch den bewunderungswürdigen Einfluß Ihres klaren, scharfsinnigen Geistes auf den König. Muß gestehen, diese Anerkennung des intelligentesten Fürsten Europa's ist das schönste Denkmal Ihrer hohen Vorzüge."

Er gab das Schreiben mit einer sehr ehrfurchtsvollen Miene zurück.

„Die Angelegenheit des Königs von Preußen ist es auch, die mich zu Ihnen führt, Madame. Sie kennen den Zweck der Sendung des Grafen Schmettau. Ich setzte der Majestät die Angelegenheit auseinander. Allein ich zweifle," fügte er bedauernd bei, „ob Friedrichs großartiger Plan die Zustimmung der Majestät erhält."

„Und ich bin begeistert für den Plan," entgegnete die Herzogin hastig. „Die Ausführung des Planes ist die Rettung Frankreichs, und zugleich die tiefste Demüthigung seines mächtigsten Feindes, — Oesterreichs."

„O Madame, wenn Sie für den Plan begeistert sind, dann wird die Majestät nicht widerstehen können."

„Welche Einwendungen erhob der König?"

„Er mißtraut Friedrich, — und ich selber muß gestehen, er mißtraut nicht ohne Grund. Vor einigen Monaten wurde zwar ein Bündniß zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossen. Jetzt aber, da es zum Schlagen kommen soll, ignorirt die Majestät den Vertrag, — aus Mißtrauen gegen den Alliirten. Der König von Preußen scheint zwar ein geistreicher und kühner, aber auch ein sehr egoistischer Mann zu sein. Wenigstens hat der König diese Ansicht von ihm, — und die Majestät begründete ihre Ansicht."

„Wodurch, mein Herr? Sie kennen diese Gründe des Mißtrauens?“

„Ganz Frankreich kennt sie. Erinnern Sie sich nur gefälligst an den böhmischen Krieg.“

„An den böhmischen Krieg,“ — wiederholte die Chateauroux, wobei sie nachdenkend niedersah. „Ich habe davon gehört. Aber es ist schon etwas lange her. Wie verhält sich die Sache eigentlich?“

„Frankreich war mit Preußen, Bayern, Piemont und einigen kleinen Fürsten Deutschlands, gegen Oesterreich verbündet. Wir schickten zwei Heere nach Deutschland. Ober- und Nieder-Oesterreich wurden rasch erobert, sodann folgte Böhmen. Aber Maria Theresia's Persönlichkeit riß die Ungarn zur Begeisterung hin. Jenes tapfere Volk griff zu den Waffen für seine unglückliche und schöne Königin. Auch die deutschen Unterthanen Maria's ergriff Begeisterung. Rasch bildeten sich Freicorps und eine Armee unter tüchtigen Generälen. Maria eroberte ihre Stammlande wieder und Bayern dazu. Eine österreichische Armee wandte sich nach Böhmen, das unsere Truppen besetzt hielten. Auf dem Marsche dahin gewann Friedrich von Preußen das Treffen bei Czaslau. Hier beginnt die Treulosigkeit des Königs. Dem Vertrage gemäß, sollte er den Marschall Broglie gegen die Oesterreicher

unterstützen. Statt dessen schloß er mit Maria Theresia Frieden, und gewann Schlesien. Vergebens erinnerten wir den König an seine Verpflichtungen. Vergebens bestürmten ihn unsere Marschälle. Des Königs Egoismus war durch Schlesiens Gewinn befriedigt. Ruhig sah er zu, wie der Feind Prag erstürmte, unsere Truppen aus Böhmen hinauswarf, und ihnen großen Schaden zufügte. In Folge dieser Treulosigkeit entstand zwischen Paris und Berlin eine heftige Spannung. Und jetzt, nach drei Jahren, tritt Friedrich mit neuen Anträgen gegen Oesterreich hervor. Schlesien genügt ihm nicht, er möchte auch noch Böhmen haben. — Madame möge nun beurtheilen, ob unser Mißtrauen gegen den König von Preußen gerechtfertigt ist."

„Der Schein spricht gegen ihn, — aber der Schein trügt oft," entgegnete sie. „Wissen wir denn, welcher Zwang für den König bestand, mit Oesterreich Frieden zu schließen? Und nachdem er den Frieden geschlossen, konnte er denselben im nächsten Augenblicke brechen, um Frankreichs Marschälle zu unterstützen?"

Richelieu zuckte die Achseln.

„Wie gesagt, Madame, ich habe in der Sache durchaus kein Urtheil. Wollte Ihnen nur die An-

schauungsweise des Königs mittheilen, und Ihre weiteren Befehle empfangen.“

„Meinen Dank, Herr Herzog! Ich werde überlegen. Offen gestanden, liegt mir Alles daran, das Bündniß mit Preußen zu erneuern. Friedrich will offenbar Oesterreichs Untergang, — wir haben die schlagendsten Beweise dafür. Und wenn Oesterreich von der Karte Europa's verschwindet, kann es nur im Interesse Frankreichs geschehen.“

„Vollkommen einverstanden, Madame!“

„Unsere Aufgabe ist es, dem Könige dies klar zu machen, und ihn für den Krieg zu begeistern.“

„Niemand vermag dies besser, als Sie, gnädigste Frau! Haben Sie ja den König bewogen, das Heer persönlich nach Flandern zu führen, wodurch ganz Frankreich in Freude und Jubel ausbrach.“

„Ich will abermals meinen geringen Einfluß wirken lassen,“ sprach sie. „Indessen, Herr von Richelieu, zähle ich auf Ihre Unterstützung.“

„Sie wissen, Madame, daß Ihr leisester Wink mir Befehl ist.“

„Gut, — gehen Sie sogleich zum Könige. Ich werde folgen. Wir müssen planmäßig arbeiten. Wie bekannt, ist Louis sehr argwöhnisch. Jede Conspiration ist ihm verhaßt. Er darf nicht merken, daß wir

uns verabredet. Daher müssen Ihre Gründe ganz andere sein, als die meinigen. Als General erklären Sie das Bündniß vom Standpunkte der Nothwendigkeit. Wir haben im Felde einige Niederlagen erlitten, — der Feind steht in Frankreich. Unsere Marschälle vermochten es bisher nicht, die Oesterreicher über die Grenzen zurückzuwerfen. Die Oesterreicher rücken vielmehr immer weiter vor. Diese Umstände drängen zum Bündnisse mit Preußen. — Ich stelle die Angelegenheit als Ehrensache hin. Berühren Sie diese Seite nicht entfernt. Unsere Gründe werden um so stärker wirken."

Richelieu erhob sich. Sie wollte ihm die Hand reichen, zog dieselbe aber wieder zurück.

„Haben Sie keine Nachrichten aus Paris?" fragte sie unbefangen.

„Nichts von Belange, Madame!"

„Die Krankheit des Königs soll dort tiefen Eindruck machen. Meinen Sie nicht, daß einige Prinzen von Geblüt zum Besuche kommen?"

„Möglich! Bekannt ist mir nichts."

Der Herzog ergriff die dargereichte Hand und küßte dieselbe.

„Lassen Sie doch den Grafen Schmettau wissen, daß ich ihn um fünf Uhr heute Abend erwarte."

Richelieu verbeugte sich und ging.

„Prinzen von Geblüt!“ murmelte der Herzog, während er durch den verdeckten Gang in das Palais zurückkehrte. „Sollte sie Nachricht haben? Teufel, — die Prinzen kämen sehr ungelegen. Das Volk murrt, — das Militär grollt, — dazu die Vorstellungen der Prinzen, die sich nicht abweisen lassen! — Und mein Einfluß ist an den ihrigen gekettet. Fällt sie, — gelangt die strenge Partei an's Ruder, dann ist es mit den lustigen Tagen vorbei. Louis wird Buße thun, — die Kapuzinerkutte anziehen, den leichtsinnigen Richelieu hundert Meilen von seiner allerchristlichen Majestät verbannen. — Doch, unsere Hoffnung ist die Liebe, — die Liebe aber ist blind und allmächtig, besonders wenn sie Leib und Seele eines so liebebedürftigen Fürsten ergriffen hat. Die Prinzen mögen kommen!“

Ein Bischof.

Nachdem jener Mann, in dem schwarzen Ueberwurfe, die Klagen der Bürger über des Königs schmachvolles Leben vernommen, ihren Zorn über die Feigheit des Paters Perusseau angehört, und schließlich die Katzenmusik angesehen, schritt er über den Platz und gelangte durch eine Seitengasse in eine schöne Straße. Er folgte der Straße, das Haupt wie von schwerer Last niedergebeugt, und den sinnenden Blick immer auf das Pflaster gerichtet. Nur selten sah er auf, um sich zu überzeugen, wo er war. In dieser Weise verfolgte er die Straße, welche jetzt mit einem stolzen Palais schloß, über dessen Einfahrt ein adeliges Wappen prangte, und dem Wappenkundigen erklärte, daß hier Graf Paix wohne. Vor dem Palais lag ein schöner Garten mit Blumen aller Art, mit Zwergbäumen, Schling- und Zierpflanzen, Springbrunnen und antiken Statuen.

Der Mann schritt durch den Garten, stieg die Treppe empor und wurde von dem Portier mit einer tiefen Verbeugung eingelassen. Ein Bedienter in dunkelgrüner Livrée folgte ihm. Im Vorzimmer nahm er den Ueberwurf von den Schultern seines Herrn. Ein violettes Gewand mit hochrothen Ueberschlägen an den Aermeln, eine lange goldene Kette um die Schultern, an der ein goldenes Kreuz hing, kamen zum Vorscheine. Das goldene Kreuz und das violette Gewand verriethen den Bischof. Das Greisenalter hatte den Nacken des Prälaten etwas gebeugt. Aber die lebhaften Augen, die sicheren, fast raschen Bewegungen und der feste Gang zeigten, daß er noch körperlich kräftig sei. Die ungewöhnlich hagere Gestalt hatte scharfe Gesichtszüge, denen das Merkmal großer Entschiedenheit eingeprägt war, und einen brennenden Blick, der aus zwei schwarzen Augen hervorleuchtete.

Der Bediente zog sich zurück, und der Bischof betrat einen prächtigen Salon, in dem er gedankenvoll hin und wieder schritt. Zuweilen schüttelte er das greise Haupt, faltete die Hände, sah zur Decke empor und sprach mit bewegter Stimme:

„Mein Gott, — mein Gott! Welch' ein Aergerniß, — welch' ein Unglück!"

Nach einiger Zeit erschien der Bediente und meldete den Beichtvater des Königs, Pater Perusseau.

Die strengen Züge des Bischofs wurden noch strenger, und in seinen Augen flammte es wie Wetterleuchten. Er nickte kaum merklich mit dem Haupte. Der Diener verschwand, und gleich darauf trat der Angemeldete herein.

Perusseau war groß, wohl beleibt, trug eine mächtige Perücke, auf der Brust einen Ordensstern, an den Füßen seidene Strümpfe, kurze Hosen, über den Schuhen goldene Schnallen, und einen Rock, der zwischen dem Laien und Kleriker die Mitte hielt. Das Benehmen des Paters war glatt und gewandt. Seine Züge lächelnd und gewinnend. Sein Blick lauschend und mit jener eigenthümlichen Beigabe im Ausdrucke, wie ihn fertige Höflinge, in Folge steter Uebung, in den Mienen zu lesen, allmälig gewinnen. Diesen Blick heftete er forschend auf den Mann mit den strengen Zügen, indeß sein Mund von Artigkeiten überfloß.

„Eben erfuhr ich," sagte er, „daß bischöfliche Gnaden gestern hier angelangt und bei Ihrem Freunde, dem Grafen Paix, abgestiegen seien. Ich wollte nicht säumen, die schuldige Begrüßung mit den Versicherungen meiner tiefsten Hochachtung zu verbinden."

„Meinen Dank, Herr Pater!“ sagte der Bischof, nachdem Beide Platz genommen.

„Sie hatten den König nach Flandern begleitet?“ fragte der Prälat nach einer kurzen Pause.

„Ja, und kam während des ganzen Krieges nicht von dessen Seite. Der religiöse Zug seiner Majestät ist tief und innig. Mit Freude darf ich Ihnen, Monseigneur, versichern, daß ein gläubiges, der Kirche und Religion treu ergebenes Herz in der Brust unseres Monarchen schlägt.“

Der Prälat sah den Sprecher scharf an, und eine Erregung, wie das unwillkührliche Aufflackern gerechten Zornes, streute eine flüchtige Röthe über sein Gesicht.

„Ich beklage nur meine Unwürdigkeit,“ fuhr der Höfling weiter, „der Gewissensrath des Herrn von Frankreich zu sein. Die Empfindlichkeit und schwere Verantwortung eines solchen Amtes wird Ihnen, Monseigneur, nicht entgehen.“

„Allerdings schwer und furchtbar ist das Amt, der Beichtvater eines Königs zu sein,“ sagte der Bischof sehr ernst. „Ich begreife, daß viel Muth und große Gewissenhaftigkeit dazu gehört, den König über dem Sünder zu vergessen.“

Perusseau wurde befangen. Der klare Blick des Prälaten hatte ihn mit solcher Schärfe getroffen, daß

er ihn nicht zu ertragen vermochte. Er zog ein seidenes Taschentuch hervor, hüstelte hinein und steckte es wieder zu sich, wobei das Tuch einen wohlriechenden Duft verbreitete.

„Kommen sie eben aus der Wohnung des Königs?“ fragte der Bischof.

„Unmittelbar.“

„Haben Sie dieselbe heute noch nicht verlassen?“

„Nein, Monseigneur!“

„Dann müssen Sie auch den gewaltigen Lärm gehört haben, der vor des Königs Wohnung aufgeführt wurde. Was hatte dieser Lärm zu bedeuten?“

Perusseau kam diese Frage so überraschend, daß er einen Augenblick die Fassung verlor.

„Ich habe etwas gehört, — betete gerade das Officium und achtete weiter nicht darauf. Es mögen betrunkene Leute, singend und lärmend, durch die Straße gezogen sein. Eine sehr bedauernswerthe Rücksichtslosigkeit gegen die kranke Majestät.“

„Sie täuschen sich, Herr Pater! Jene Leute waren nicht betrunken und sangen auch nicht. Sie machten vielmehr ihrem Zorne Luft über das ärgernißvolle Leben Ihres Beichtkindes, — des Königs.“

Der Höfling erkünstelte eine ganz außerordentliche Bestürzung.

„Monseigneur!“ stieß er entsetzt hervor.

„Sie scheinen überrascht,“ fuhr der Bischof ruhig fort. „Ja, dem schrecklichen Aergernisse Ihres Beichtkindes galt jener Lärm. Ich selbst habe unbemerkt die Reden der Bürger angehört, und den Tumult gesehen.“

„Ah, nun wird mir die Sache klar,“ sagte Perusseau, wobei alles Entsetzen aus seinem glatten Gesichte entfloh. „Sie haben böse Reden über den frommen König vernommen, — aber diese Reden waren Verläumdung, unverantwortliche Verläumdung. Das Volk ist einmal so! Der Pöbel hat Wohlgefallen an tiefen sittlichen Schatten, und wenn diese Schatten in Wirklichkeit nicht bestehen, dann erfindet er sie. — Des Königs Unbefangenheit gestattet freilich jenen Verläumdungen einigen Schein. Indessen, — puris omnia sunt pura, — reine Herzen finden keinen Anstoß an Verhältnissen, welche die böse Welt ärgern. Und so fand auch mein königlicher Herr keinen Anstoß darin, ein sehr geistreiches Frauenzimmer an seinem Hofe zu dulden.“

„Ein sehr geistreiches Frauenzimmer, — zu dulden, — nur zu dulden! Sehr unverfänglich!“

„Und eine sehr verdienstvolle Dame.“

„Sie sprechen doch von der Herzogin von Chateauroux, mein Herr?“

„Gewiß, Monseigneur! Jene geistreiche, unternehmende Dame verdient wirklich den Dank Frankreichs. Sie hat den königlichen Kriegsherrn gleichsam genöthigt, in kurzer Zeit eine Reihe der glänzendsten Waffenthaten zu vollbringen. Das französische Volk darf stolz auf den königlichen Feldherrn blicken, — und die Herzogin war es, welche jene Lorbeeren dem Monarchen gleichsam pflanzte.“

Die Züge des Bischofs waren immer strenger und trüber geworden.

„Nach meiner Ansicht, Herr Pater, sollten Sie mehr des Königs Seele, als dessen Kriegsruhm im Auge behalten.“

„Sie werden gestatten, Monseigneur, daß französische Priester gegen Frankreichs Kriegsruhm nicht gleichgiltig sind. Der vorige König beherrschte Europa durch seinen Geist und seinen Kriegsruhm. Gebe Gott, daß ihm der Sohn auf dieser Bahn des Ruhmes folge.“

„Und ich bitte Gott, Er möge in Gnaden Ihren Wunsch verhüten. Für Priester ist der politische Standpunkt ein viel zu enger. Wir sind Franzosen, — aber wir sind noch weit mehr, wir sind Katho-

liken. Der Katholicismus ist nicht Frankreich; er hat auch nicht die Aufgabe, andere Nationen dem katholischen Frankreich zu unterwerfen. Der Katholicismus erobert nicht mit dem Schwerte, erweitert keine irdischen Grenzen, — er gewinnt Seelen für das ewige Leben. Wir Priester sind nicht Streiter der Könige, wir sind Streiter Christi, Diener der Kirche, welche alle Nationen mit gleicher Mutterliebe umarmt. Das ist unsere Stellung! Sie werden zugeben, daß dieselbe eine weit großartigere und erhabenere ist, als die politische."

„Ich wage nicht zu widersprechen, Monseigneur!" sagte der Höfling bescheiden. „Ich glaube mich jedoch zu erinnern," — und jetzt lächelte er sehr fein, „daß die Kirche für den Kriegsruhm nicht gleichgiltig ist. Päpste haben Waffen gesegnet, Heilige haben Kriege gepredigt. Die Kirche hat ausziehende Krieger und deren Hinterbliebene unter ihren besonderen Schutz genommen, sie hat Kriegshelden ausgezeichnet und geehrt."

„Sie sprechen von den Kreuzzügen! Wollen Sie jene großartigen und wunderbaren Erscheinungen in der Weltgeschichte mit den Kriegen des Ehrgeizes und der Eroberungssucht vergleichen?"

„Das nicht!" antwortete Perusseau, der mit Freude

bemerkte, daß der strenge Mann den heikeln Gegenstand, die Herzogin von Chateauroux, verließ. „Wollte nur andeuten, daß auch die Kirche den Kriegsruhm achtet. Hatte ja der heilige Papst Pius in derselben Stunde sogar eine Vision, als die christliche Flotte die Türken schlug. Die Vision aber berichtete ihm nicht nur den Sieg, sie zeigte ihm die Ursache des Sieges, Maria, die Mutter des Herrn. Hieraus glaube ich, weiter folgern zu können, daß selbst Maria den Waffen geneigt ist und durch ihre Fürbitte unterstützt."

„Ziehen Sie immerhin diesen Schluß! Maria ist die Helferin der Christen. In Zeiten schwerer Noth beschützt Maria die Christenheit, — gut! Päpste segneten die Waffen frommer Feldherren, sie achteten ihren Kriegsruhm, — immerhin! Aber wohlgemerkt, — dies Alles geschah nur bei Kriegen der Nothwehr! Niemals hat die Kirche ungerechte Eroberungskriege gebilligt. Niemals hat sie Verbrechen durch Kriegsruhm entschuldigt. Und wir müssen im Geiste der Kirche wirken. Kein Priester darf Menschen sittliche Verbrechen nachsehen, weil diese Menschen berühmt oder mächtig sind. „„Ihr seid das Salz der Erde,"" — sprach Jesus Christus von den Priestern. Ja, — wir sind das Salz der Erde, und das schaal gewordene

Salz, versichert der Herr, taugt zu nichts, als daß es mit Füßen getreten werde."

Der Bischof wurde immer wärmer, Perusseau immer verlegener.

„Sie sind des Königs Beichtvater, — Gott wird dereinst dessen Seele von Ihnen fordern. Sie sind der Wächter über das sittliche Leben Ihres Beichtkindes. Der Bischof erlaubt sich, die Frage zu stellen: genügen Sie dieser schweren Pflicht?"

„Ich glaube es, Monseigneur!"

Der Bischof warf einen schmerzlichen Blick auf den Pater.

„Sie glauben es," sprach er seufzend. „Ich glaube es nicht. Ich führe meine Gründe an. Sie sagen, die Herzogin sei geistreich; — eben weil sie geistreich ist, sollte sie einsehen, daß ein so inniges Verhältniß mit dem Monarchen ungeziemend ist, — mindestens ungeziemend. Sie selbst, mein Herr, gestanden, daß jenes Weib auf den König einen sehr großen Einfluß übt; — worauf gründet sich dieser Einfluß?"

„Eben auf ihre Geistesschärfe, auf ihre Theilnahme für die Majestät, auf ihre Begeisterung für Frankreich."

Helle Strahlen leuchteten aus den Augen des entrüsteten Nachfolgers der Apostel, und diese Strahlen trafen Perusseau, der verwirrt niedersah. Der Pater

suchte die Gegenwart jenes Weibes am Hofe zu entschuldigen, und dieses empörte den Prälaten im höchsten Grade.

„Dies sagt der Beichtvater des Königs?" rief er in einem Tone, der zwischen Schmerz und Zorn die Mitte hielt. „Dies spricht eine Zunge, welche täglich die heilige Eucharistie trägt?"

In diesem Augenblicke hörte man ein Geräusch, die Marmorplatten des Ganges erdröhnten unter schweren Tritten. Der Kammerdiener kam herein und meldete einige Bürger, welche den Bischof sogleich in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünschten.

Der Prälat vernahm den Wunsch mit einigem Befremden, aber er gewährte ihn.

„Warten Sie noch einen Augenblick, Herr Pater! Ich habe dringend mit Ihnen zu sprechen. Da zwischen mir und den Bürgern kein Geheimniß besteht, so mögen Sie hier bleiben."

Perusseau, durch diesen Zwischenfall keiner angenehmen Lage enthoben, zog sich an das äußerste Ende des Saales zurück, und trat in eine Fensternische. Die tief herabhängenden Vorhänge verbargen ihn vollständig, und so konnte er ungesehen jedes Wort von seinem Verstecke aus hören und verstehen.

Vor der Thüre des Salons hörte man feste Tritte, ein plumpes Anklopfen bat um Einlaß, und kaum war die Erlaubniß erfolgt, als Werner, der Grobschmied, an der Spitze einiger Bürger eintrat. Sie Alle trugen ihre Festtagskleider, — lange Tuchröcke mit großen Metallknöpfen, rothe Westen mit Frankenstücken, kurze Hosen, weiße Strümpfe und Schuhe mit Schnallen. Die Hüte hielten sie unter den Armen. Sie machten unbeholfene Verbeugungen, und dem ungelenken Grobschmied schien eine Eisenstange durch den Rücken zu gehen; denn er brachte es, trotz aller Anstrengung, nicht dahin, seinen Rücken zu krümmen. Dafür wollte er, wahrscheinlich im Bewußtsein seiner Ungelenkigkeit, wenigstens ein freundliches Gesicht machen. Indem er nun die rauhen Züge zwang, Freundlichkeit darzustellen, verzog er sie zu einer höchst komischen Grimasse.

Der Bischof ging den Männern zwei Schritte entgegen. Die erregten Gesichter verriethen ihm sogleich, daß ungewöhnliche Gründe zu dem Besuche veranlaßten. Die stumme Begrüßung mit freundlichem Kopfnicken erwiedernd, erwartete er Werners Ansprache, der sich durch sein Vordrängen als Wortführer der Uebrigen zu erkennen gab. Allein der Grobschmied konnte es zu keiner Erklärung bringen. Er hustete,

räusperte sich, machte einige linkische Bewegungen, betrachtete den ehrwürdigen Prälaten mit den scharfen, klaren Augen und den strengen Zügen, blieb aber schließlich in seinem Bemühen vollständig stecken.

Der Bischof kam ihm zu Hilfe.

„Wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?“ fragte er freundlich.

„Wir sind Bürger von hier,“ entgegnete Werner, der, als jetzt seine rauhe Stimme durch den Salon klang, plötzlich die ganze Fassung erhielt. „Der da ist Fritz, der Gerbermeister, — der ist Hirsch, der Färber, — der ist mein Gevatter Roth, der Metzgermeister, — und ich bin Werner, der Grobschmied.“

„Es freut mich sehr, diese löblichen Bürger und Meister von Metz kennen zu lernen. Und was bringt mir das Vergnügen Ihres Besuches?“

„Eine wichtige Sache, Herr Bischof, — eine sehr wichtige Sache! Eine Sache, von der die Ehre und der gute Name unserer Stadt, ja von ganz Frankreich abhängt,“ sprach Werner mit gewichtiger Miene. „Zuerst aber müssen wir Sie um Enschuldigung bitten, weil wir den Herrn Bischof mit dieser Sache behelligen. Wir haben gehört, daß Sie gestern hieher gekommen seien, und daß Sie bei dem Grafen Paix wohnen. Weil nun der Herr Bischof von Soissons als

ein frommer Herr bekannt ist, welcher das Herz auf dem rechten Fleck hat, und dem Ehre und guter Name Frankreichs so nahe gehen, wie uns, darum haben wir's unternommen, Sie um Beistand anzurufen!"

„Ich stehe zu Diensten! Was verlangen Sie von dem Bischof von Soissons?"

„Mit Verlaub zu reden," erklärte Roth, „wir verlangen eigentlich nichts von dem Herrn Bischof, — unsere Bitte geht an den Almosenier des Königs, — und der sind Sie ja?"

„Der bin ich! Sprechen Sie offen Ihren Wunsch aus."

Werner drehte seinen Hut einige Male in der Hand herum, hustete, blickte verlegen nieder, und wußte offenbar nicht, wie der empfindliche Gegenstand anzufassen sei.

„Sie werden gehört haben, Herr Bischof," begann er endlich, „daß beim Könige eine Weibsperson ist, — man heißt sie die „„Herzogin von Chateauroux."" Ueberallhin läuft sie dem Könige nach, sogar in den Krieg. Jetzt wohnt sie hier beim König, — zwar nicht im nämlichen Hause, aber gleich nebenan, und damit sie jeden Augenblick zu ihm kommen kann, hat die Weibsperson einen hölzernen Gang von der Abtei in das Haus des Königs machen lassen. Sie werden

auch von dem Geschrei über diese Liebschaft gehört haben; denn das Geschrei ist laut genug, und geht durch ganz Frankreich. Wir Bürger von Metz wollen aber ein verbuhltes Leben in unserer Stadt nicht dulden; denn das wäre eine ewige Schmach für uns. Allein wir bringen das Weibsbild nicht hinaus, obschon sie jedesmal, so oft sie im Wagen des Königs ausfährt, Spottlieder und Schimpfnamen genug zu hören bekommt. So ein Weibsbild ist aber unverschämt und frech, es macht nichts Eindruck auf sie. Sie hat kein Ehrgefühl und treibt ihr Schandleben offen, vor aller Welt. Das wollen wir nicht leiden!" stieß der Grobschmied heftig hervor. „Unser König soll kein Schandleben führen, sondern ein christliches Leben. Wir wollen uns auch nicht von einer Dirne beherrschen lassen. Der König soll mit seiner Frau leben, wie jeder rechtschaffene Christ, aber mit keiner verbuhlten Landläuferin, — vor Ihrer Ehre zu reden. Aber es ist Niemand da, welcher dem Könige das sagt. Der Beichtvater des Königs, Pater Perusseau, weiß natürlich Alles, — allein er schweigt zu dem wüsten Leben, weil er kein frommer Priester ist, und weil er es mit der Weibsperson nicht verderben will. Da Sie nun des Königs Almosenier sind, und auch ein frommer würdiger Herr, so möch-

ten wir Sie inständig bitten, dem Könige eine tüchtige Predigt zu halten, damit ihm die Augen aufgehen."

„Das sind schwere Anklagen!" sprach der Bischof. „Sie beschuldigen Ihren König eines schmachvollen Wandels, welche Beweise haben Sie dafür?"

Den Bürgern kam diese Frage sonderbar vor. Sie betrachteten den Prälaten mit großen Augen, und wußten keine schickliche Antwort.

„Ei, Herr Bischof," platzte Werner heraus, „Zeugen gibt's da nicht. Bewahre Gott! Die Chateauroux wird Niemand dazu rufen, wenn sie mit dem Könige sich unterhält. Aber, so frage ich und jeder vernünftige Mensch, was hat die Chateauroux mit dem Könige von Frankreich zu schaffen? Ist sie mit ihm verwandt? Nein! Ist sie eine Prinzessin des königlichen Hauses? Nein! Warum läuft ihm also das Weibsbild überallhin nach? Warum hat er sie zur Herzogin von Chateauroux gemacht?"

„Und dann," sagte Fritz, „warum beherrscht die Chateauroux den König und den ganzen Hof? Warum buhlt Alles um ihre Gunst? Wie kommt es, daß sie sogar den König in den Krieg schickt und ihm auch in den Krieg folgt? Warum darf sich die arme Kö-

nigin nicht mehr sehen lassen am Hofe, — warum ist die Königin verstoßen?"

„So ist es," sprach Roth, „die Chateauroux beherrscht den König und ganz Frankreich, — das ist eine Schmach für uns, und wir wollen diese Schmach uns nicht gefallen lassen. Eine Buhlerin soll uns nicht beherrschen."

„Was diese Bürger behaupten," sagte Werner, „das behaupten alle ehrenhafte Männer im ganzen Reiche. Da hilft kein Ausreden und kein Zudecken."

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen," sagte der Bischof. „Ich wollte nur die Gründe Ihrer Beschuldigungen kennen lernen."

„Und wenn der König ein solches Leben führt, was muß daraus entstehen?" sagte Hirsch, indem sein Gesicht roth überlief. „Wenn das Staatsoberhaupt so ein Beispiel gibt, muß da nicht das ganze Volk verdorben werden?"

„Ihr Eifer für die gute Sitte freut mich," sagte der Prälat. „Die Sache ist mir sehr angelegen. Ich werde mit dem Beichtvater des Königs darüber sprechen."

Werner zuckte die Achseln.

„Mit dem Pater Perusseau ist nichts ausgerichtet, Herr Bischof," sagte er, „der Mann hat kein Ge-

wissen, sonst hätte er längst schon seine Schuldigkeit gethan."

„Wir wissen ja nicht, ob dies bereits geschah," sagte der Bischof.

„O das weiß ich," versicherte der Grobschmied. „Sehen Sie, hätte Perusseau ein Gewissen, dann könnte er nicht im Hause des Königs bleiben, wo ein solches Leben geführt wird. Er müßte seine Stelle niederlegen. Ja, — mit Verlaub zu reden, — der Perusseau ist einer von jenen Hunden, die nicht bellen, und das kann er am jüngsten Tage nicht verantworten. Das Volk ist nicht so dumm, das Volk sieht und merkt Alles. Muß nun das Volk sehen, daß den Mächtigen abscheuliche Dinge hingehen, dann verliert das Volk den Respekt vor solchen Beichtvätern, und am Ende auch vor der Religion, die ja nicht blos für Niedere und Arme, sondern auch für Reiche und Mächtige da ist. Nein, Herr Bischof, mit dem Perusseau ist gar nichts gethan. Der Mann hört nicht auf die Stimme seines Gewissens, er wird auch nicht auf Ihre Stimme hören!"

Diese Rede hatte Werner mit einiger Heftigkeit gesprochen, und in der Betonung seiner Worte lag die lebhafte Entrüstung eines ehrenhaften Gemüthes.

Der Prälat blickte ernst sinnend nieder, und die

Blicke der Bürger hingen erwartungsvoll an seinen Zügen.

„Wohlan," — sprach er entschlossen, „ich selbst werde mit dem Könige reden, und Ihren Klagen Ausdruck geben. Verlassen Sie sich darauf. — Sodann muß ich Sie bitten, in Ihren Urtheilen etwas vorsichtiger zu sein. Besonders bitte ich Sie, Ihre religiöse Ueberzeugung durch fremdes Aergerniß nicht erschüttern zu lassen. Sie kennen den Ausspruch Jesu: „„Es müssen zwar Aergernisse kommen, aber wehe dem Menschen, durch den sie kommen!"" — Beten Sie für den König. Beten Sie für mich, damit meine Vorstellungen Gehör finden."

„Gott lohne es Ihnen, — Gott vergelte Ihnen, — ganz Frankreich wird Sie segnen!" sagten die Männer.

Der Prälat ließ sich nochmals ihre Namen nennen, reichte jedem Einzelnen die Hand und entließ sie.

Ein tiefes Wehe lag über dem Gesichte des Prälaten. Sittenstreng, eifrig in seinem Amte, unerbittlich gegen das Laster, den Glaubenslehren mit vollster Ueberzeugung anhängend, gehörte Bischof Fitzjames von Soissons zu den würdigsten Dienern der Kirche. Längst beklagte er das ärgernißvolle Leben

des Königs. Aber die schlaue Chateauroux kannte den Almosenier, sie fürchtete den unbeugsamen Mann, und wußte ihn vom Hofe fern zu halten. Fitzjames hatte diese Offenkundigkeit des gemeinen Verhältnisses nicht vermuthet. Nach seiner Meinung hatte die große Masse die Schmach nicht bemerkt, welche den Thron schändete. Er wurde enttäuscht. Der Skandal hatte den höchsten Grad erreicht. Es war ihm klar, — die Geistlichkeit mußte, zur Rettung ihres Ansehens, ihre Pflicht thun.

„Mein Gott, — mein Gott, welch' ein Skandal!" rief er schmerzlich aus, nachdem die Bürger den Salon verlassen. „Das Leben des Königs vernichtet in der That alle Achtung vor der Sittlichkeit, — es ist das Grab alles Schamgefühles. Hier muß eingegriffen werden, — unverzüglich, — rücksichtslos!"

Während er die letzten Worte sprach, wurden die Vorhänge bei Seite geschoben. Perusseau trat mit höchst verlegener Miene hervor.

„Ah, — ich hatte Sie ganz vergessen!" sagte Fitzjames. „Diese unselige Geschichte ist auch der Art, daß man Alles darüber vergessen muß. — Sie haben doch Alles verstanden, Herr Pater?"

„Ich habe Alles verstanden!"

„Auch das Urtheil des Volkes über den schweigsamen Beichtvater?"

„Alles, — Monseigneur!"

„Was denken Sie, zu thuen?"

„Meine Pflicht!"

„Thuen Sie das, ja, thuen Sie Ihre Pflicht! Verlangen Sie die augenblickliche Entlassung der Chateauroux."

„Ich will es versuchen."

„Lassen Sie mich heute noch den Erfolg Ihrer Bemühungen wissen. Ich werde morgen den König sprechen."

Perusseau eilte nach Hause. Die Unterredung mit dem Bischofe und die Vorstellungen der Bürger waren nicht wirkungslos an ihm vorübergegangen. Obwohl Höfling und nach hohen Aemtern strebend, hatte Perusseau doch nicht alles priesterliche Bewußtsein verloren. Es beschlichen ihn Schaam über seine Feigheit und Gewissensvorwürfe über seine Pflichtvergessenheit.

„Wie sagte der Mann?" sprach er, in seinem Zimmer auf und nieder gehend. „„Der Perusseau ist ein Hund, der nicht bellt! Der Pater kann es am jüngsten Tage nicht verantworten!"" Das Urtheil ist demüthigend und beunruhigend; denn, — denn, — es ist wahr!"

Er stand lange in Mitte des Zimmers und sah immer vor sich hin.

„Der Erfolg ist höchst zweifelhaft, aber die Ungnade ist gewiß! Meine Laufbahn ist dahin, — die Herzogin wird es mir nie vergessen. Indessen, — vielleicht werde ich abgewiesen, — ein Hoffnungsanker bei dieser unerbittlichen Pflicht!"

Er stand vor dem aufgeschlagenen Brevier, und sein Auge fiel auf die Stelle:

»Herodes enim tenuit, et ligavit Joannem, et posuit in carcerem propter Herodiadem. Domine mi rex, da mihi in disco caput Joannis Baptistae.«

Eine starke Bewegung glitt über des Paters erschrecktes Gesicht, während er diese Stelle las.

„Ominös, — sehr ominös! rief er. „Herodes ergriff und fesselte Johannes, und warf ihn in das Gefängniß wegen der Herodias. Herr, mein König, gib mir auf einer Schüssel das Haupt des Johannes des Täufers!" — Soll dies eine Warnung sein für mich? Deuten diese Worte mein eigenes Schicksal? Ungnade, — Gefängniß und Bande? — Immerhin!" sagte er entschlossen. „Die Chateauroux mag den König zum Aeußersten treiben, — Johannes sei mein Vorbild!"

Er ordnete seine Kleider und verließ festen Schrittes das Zimmer.

Ungehindert gelangte der Beichtvater des Königs bis in das letzte Vorzimmer zu den fürstlichen Gemächern. Ein Kammerdiener trat ihm entgegen.

„Könnte ich die Majestät einen Augenblick sprechen?"

„Schwerlich! Die Herzogin von Chateauroux ist eben bei ihm," flüsterte Jener.

„Machen wir den Versuch. Melden Sie mich."

Der Kammerdiener öffnete leise die Thüre. Kaum war dies geschehen, als die Herzogin heraustrat. Beim Anblick des erregten Beichtvaters flog eine Wolke des Argwohnes über ihr Angesicht. Kaum erwiederte sie Perusseau's tiefe Verbeugung, und da er seine Bitte vorbrachte, schüttelte sie heftig das Haupt.

„Es kann nicht sein, unmöglich! Der König ist sehr leidend. Jede Aufregung ist ihm von den Aerzten streng verboten."

„Sehr leidend? Doch nicht gefährlich, Madame?"

„Ich befürchte das Schlimmste," — und sie fing mit dem duftenden Tuche eine herabrollende künstliche Thräne auf.

„In diesem Falle, Madame, wäre ja der Beichtvater an des Königs Seite ganz am Platze."

„Ah, — so weit ist es noch nicht! Wenn man

Ihrer bedarf, wird man Sie rufen lassen. Ziehen Sie sich zurück, und zwar so geräuschlos, als möglich. Die Nerven des Königs sind sehr angegriffen."

Perusseau ging.

„Aber, Henri," sprach die Herzogin im Tone des Tadels, „wie konnte der Pater bis hieher vordringen?"

„Erlaucht hatten nicht befohlen, den Beichtvater abzuweisen," antwortete der Kammerdiener.

„Perusseau ist von dem Befehle nicht ausgenommen. Majestät will Niemand sehen und sprechen, — am wenigsten den Beichtvater."

Sie kehrte in das Gemach des Königs zurück.

Perusseau schrieb an den Bischof von Soissons.

„Nun mag der Prälat seinen Versuch machen," sprach er, den Brief siegelnd. „Sein Bemühen wird denselben Erfolg haben. Er wird einfach abgewiesen werden."

Der kranke König.

Ludwig XV. zählte drei und dreißig Lebensjahre, stand sonach in der Blüthe des Mannesalters. Von Natur träge und sinnlich, scheute er jede Arbeit und suchte das Vergnügen. So lange der Cardinal-Minister Fleury lebte, lasteten alle Staatsgeschäfte auf den Schultern dieses Mannes. Der junge König kümmerte sich um sein Königreich gar nichts. Seine Unwissenheit war außerordentlich. Die Erzieher hatten den Jüngling nicht durch bildende Aufgaben gequält, welche seinem innersten Wesen widerstrebten. Aber sie schmeichelten seinen natürlichen Neigungen und befriedigten seine Gelüste. Hierin machte Ludwig Fortschritte bis zu dem Grade, daß nur der gröbste Sinnengenuß ihn befriedigte.

In früheren Jahren war Ludwig von schwächlicher Gesundheit und schmächtigem Körperbau. Die Aerzte riethen zu Bewegungen. Der Herzog-Regent Bourbon

flößte dem Jünglinge die Liebe zur Jagd ein. Ludwig wurde ein leidenschaftlicher Jäger. Ganze Wochen hindurch lebte er in den Wäldern. Seine Gesundheit wurde ausgezeichnet, sein Körper kräftig und fähig, Ausschweifungen zu ertragen.

Bei aller geistigen Unfähigkeit und Trägheit besaß Ludwig dennoch einigen Ehrgeiz. Die gewaltige Herrschaft Ludwigs XIV. lebte noch zu frisch in den Gemüthern, um ohne Wirkung auf den fünfzehnten Ludwig zu bleiben. Die kluge Chateauroux kannte diesen Ehrgeiz, und suchte ihn auszubeuten. Daher ihr Entschluß, dem Könige die Verbindung mit Friedrich von Preußen vom Punkte der Ehre darzustellen.

Der Herzog von Richelieu hatte in derselben Angelegenheit nichts ausgerichtet. Ludwig, körperlich krank und geistig ohne Kraft und Kühnheit, wollte von einem Kriege gegen Deutschland nichts wissen. Kaum hatte Richelieu der Herzogin die unbesiegbare Abneigung des Fürsten gegen die angestrebte Allianz mitgetheilt, als sie durch den bekannten Gang sich zum Könige begab.

Der Monarch saß in einem bequemen Rollstuhle. Beim Eintreten der Chateauroux hob er den Kopf, und ein sinnliches Lächeln überflog seine matten Züge. Den königlichen Freund anlächelnd, glitt sie über die kostbaren Teppiche,

zog einen niederen Schemel herbei, und setzte sich vor dem Kranken nieder. Er streckte ihr die Rechte entgegen. Sie ergriff dieselbe mit ihren kleinen, schönen Händen, hielt sie fest, und sah ihn mit Blicken der Theilnahme und Zärtlichkeit an.

Man sagt von den Blicken der Klapperschlangen, daß sie eine Art von Betäubung auf die Vögel hervorbringen. Durch jene Schlangenblicke gleichsam gefangen, taumeln die Vögel als wehrlose Opfer in den Rachen des giftigen Wurmes. Aehnliche Wirkungen brachten die Blicke der Chateauroux auf den König hervor. Die eben noch matten Züge des umstrickten Opfers belebten sich, es zog ihn unwiderstehlich zu dem schönen Weibe hin, deren verführerische Körperformen so reizend und verlockend waren. Er beugte sich hinab und drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

„Wie geht es, Louis?" fragte sie sanft und flüsternd.

„Besser, glaube ich! Nur das Drücken da," — er deutete auf die Magengegend, „will nicht aufhören."

Es entstand eine Pause. Sie hatte die Hand zurückgezogen und ließ ihre Künste wirken. Sie blickte verschämt nieder, sie seufzte. Sodann hob sie das dunkle Auge wieder, und ein verführerisches Leuchten strahlte den König an, indeß das Mienenspiel ihres Angesichtes eine eben so verlockende Sprache führte.

„Wie schön Du bist, Louise!“ sagte er. „Dein Anblick ist für mich die beste Arznei. — Die Krankheit, — die verdammte Krankheit!“

„Einige Zerstreuung wäre gewiß gut, Louis! Wenn man so immer dasitzt im Zimmer und an das Kranksein denkt, fühlt man sich auch kränker. Zerstreuung macht die Krankheit vergessen, und wirkt günstig. Hätten Sie nicht Lust,“ fragte sie mit süßem Lächeln, „einen Vortrag über Politik anzuhören?“

„Politik? Wie langweilig und eckelhaft! Der Herzog von Richelieu plagte mich eben mit solchen Dingen.“

„Er plagte Sie? Abscheulich von dem Herzoge, der nur in seiner trockenen Diplomatenmanier von Politik sprechen kann. — Es gibt jedoch eine Art, von Politik zu sprechen, die unterhält und zerstreut.“

„Ich bestreite das nicht, meine gute Louise. Dir wenigstens dürfte es gelingen, sogar Politik anziehend zu machen.“

„Wovon sprach der Herzog?“

„Von dem Bündnisse mit dem Könige von Preußen.“

„Das Ihnen verhaßt ist, Sire?“

„Allerdings! Haben wir ja der Treulosigkeit jenes Königs den Einfall der Oesterreicher in Lothringen zu verdanken. Er trieb uns in diesen Krieg hinein, er

steckte Schlesien in die Tasche und schloß Frieden mit Maria Theresia wider die Verträge."

„Ich weiß das! Aber ich weiß auch, daß Friedrich von Preußen den Untergang des Hauses Habsburg aufrichtig will."

„Du weißt das? Woher denn?"

„Aus der bisherigen Handlungsweise jenes Königs. Erwägen Sie doch, Louis! Der König von Preußen schickte Camas vor einigen Jahren nach Versailles, er bot seine Hand zur Vernichtung Oesterreichs. Er brach sodann mit einem Heere in Schlesien ein, obschon dieser Krieg gegen Oesterreich damals in Deutschland durchaus nicht volksthümlich war. Friedrich verachtete die öffentliche Meinung und führte mit großen Opfern den Krieg fort."

„Ja, bis Schlesien ihm zugefallen, — dann vergaß er alle Verträge. Er ließ unsere Marschälle in Böhmen stecken, und das französische Heer hatte das Unglück, von den Oesterreichern geschlagen zu werden."

„Nicht weil Friedrich den Vertrag gebrochen, Louis, sondern weil unsere Marschälle uneinig waren. Aber angenommen, Friedrich habe damals den Verträgen zuwider gehandelt, so ist er jetzt bereit, sein Vergehen zu sühnen. Er bietet Ihnen seine starke Hand, zur Vertreibung der Oesterreicher aus Loth-

ringen. Er verpflichtet sich, mit achtzigtausend Mann in Böhmen einzufallen. Prinz Carl wird hiedurch genöthigt, mit seinem Heere Frankreich zu räumen. Und für diesen wichtigen Dienst verlangt er nur einige böhmische Länder, sowie den im Interesse Frankreichs gestellten Gegendienst, daß unsere Heere über den Rhein rücken und in Oesterreich einfallen [1])."

„Ich bin den Krieg satt, Louise!"

„Das spricht die Krankheit, Sire, aber nicht der Nachfolger Ludwigs XIV.," rief sie lebhaft. „An den französischen Waffen klebt die Schande der Niederlage. Die glänzendsten Siege über Oesterreich müssen diese Schande austilgen."

„Ah, ich sehe, Du bist eine gute Französin!"

„Ja, ich bin es, Sire; denn ich hasse Oesterreich. Ohne Oesterreich wäre Frankreich die Beherrscherin Europa's. Längst zusammengebrochen wäre das morsche deutsche Reich ohne die zähe Ausdauer der Habsburger. Ludwigs XIV. kühner Plan war die Wiederherstellung des mächtigen Frankenreiches Carls des Großen. Dafür hat er Millionen geopfert, deßhalb mußten ganze Heere auf den Schlachtfeldern verbluten, darüber verschwanden blühende Städte, ganze Länder verwandelten

---

1) Gfrörer, Bd. III. S. 265.

sich in Wüsten. Es gelang ihm nicht; Habsburg setzte seinem kühnen Fluge Schranken. Und jetzt, Sire, jetzt kommt Ihnen das Gelingen des Riesenwerkes Ihres großen Vorgängers halbwegs entgegen. Ein deutscher König von Geist und Thatkraft bietet die Hand zum Sturze der Habsburger, zu Oesterreichs Zertrümmerung. Zögern Sie nicht, Sire! O Louis, der stolze Schatten Ihres ruhmreichen Vorgängers wird Sie um den Glanz beneiden, Frankreichs Herrschaft über Europa vollbracht zu haben."

Während die Herzogin dieses sprach, flammten ihre Augen, ihre Züge glühten, die Brust hob sich, ihr ganzes Wesen athmete Kühnheit. Der König betrachtete das schöne Weib. Sein träges, lahmes Wesen schien sich an dem ihrigen zu entzünden. Sein erloschener Blick wurde lebhaft und seine gedrückte Gestalt richtete sich auf.

„Ganz dieselbe, welche mich in den Krieg nach Flandern trieb," sagte er.

„Und Sie kehrten, mit Ruhm bedeckt, aus Flandern zurück. Ganz Frankreich jubelte laut, da es seinen Herrn zum Schwerte greifen sah. Stolz hob sich die Brust jedes Franzosen, als er seinen König an der Spitze der Armee erblickte. Und wenn Frankreichs Banner über den Trümmern des Hauses Habs-

burg weht, dann, Sire — dann haben Sie den höchsten Preis errungen. Die Nachwelt wird Sie bewundern. Die Geschichte wird Ihren ruhmreichen Namen den spätesten Geschlechtern überliefern."

„Sie sind unwiderstehlich, Madame! Und ich selber finde, daß Sie Recht haben. Prinz Carl macht täglich größere Fortschritte. Wie ich höre, wächst der Nachkomme der alten Herzoge von Lothringen täglich mehr in des Volkes Gunst. Ohne Zweifel, wir hätten Mühe, uns der Oesterreicher zu erwehren. Friedrichs Einfall in Böhmen befreit uns von dieser Gefahr. Wohlan, — ich bin zum Kriege entschlossen! Schicken Sie augenblicklich den Herzog von Richelieu zu mir."

Der Monarch hatte diesmal nicht in dem gewöhnlichen schläfrigen Tone gesprochen, sondern mit Kraft und Nachdruck.

Die Herzogin benützte rasch diese Stimmung. Sie eilte fort. Fünf Minuten später betrat Richelieu, einige Papiere in der Hand, des Königs Cabinet.

Als die Chateauroux in ihre Wohnung zurückkehrte, fand sie den Grafen Schmettau.

„Die Schlacht ist gewonnen!" rief sie stolz. „Mein Herr, seien Sie bereit, jeden Augenblick die Erneuer=

ung des Vertrages im Namen Ihres Königs zu unterzeichnen."

Schmettau staunte. Dieser schnelle Wechsel übertraf seine Erwartungen.

„Dies haben wir Ihnen zu verdanken, Madame!"

„Ich läugne es nicht, — sagen Sie das Ihrem Könige! Offen gestanden, Herr Graf, ich bin stolz darauf, die Achtung des aufgeklärtesten Fürsten Europa's zu verdienen."

„Und ich, Madame, begreife die Bewunderung meines königlichen Herrn für die geistreiche Herzogin von Chateauroux."

Die Augen der stolzen Frau leuchteten, aber in dieses Leuchten mischte sich plötzlich der Ausdruck des Unmuthes.

„Meine Stellung umgeben gewisse Schatten," sagte sie, ohne den Blick zu erheben. „Sie haben gestern den Schimpf des rohen Haufens gesehen. Dieser Haufen ist das ganze christliche und religiöse Frankreich. Aber ich verachte die beschränkte Anschauung des Pöbels. Bevor ich in diese Stellung trat, schüttelte ich alle engherzigen Gewissensscrupel veralteter religiöser Grundsätze von mir. Ich habe die Person Ihres Königs mir zum Vorbilde genommen, der mit Recht „Philosoph" genannt wird, — der ohne Zweifel,

durch sein mächtiges Eingreifen in die Zeitverhältnisse, ein kommendes Zeitalter der Aufklärung anbahnt. — Verschweigen Sie dem Könige nichts von Ihren Erlebnissen in Metz. Versichern Sie ihn meiner treuesten Anhänglichkeit. Diese Anhänglichkeit ist so fest und sicher, daß ich hievon nicht lassen kann, ohne mir selbst untreu zu werden."

Schmettau war über die letzten Worte erstaunt. Er begriff sie nicht. Sie blickte ihn scharf an und las in seinen Mienen.

„Sie verstehen mich nicht ganz, mein Herr, wie es scheint."

„Nein, Madame! Den Sinn Ihrer letzten Worte verstehe ich nicht genau."

„Und doch ist er klar! Friedrich haßt Oesterreich. Er will die Größe und Macht Preußens auf Kosten Oesterreichs. Er will den Sturz des deutschen Reiches, und die »Nation prussienne« ist seine Lieblingsidee. Er weiß, daß die Verwirklichung dieser Idee Deutschland für immer spaltet; denn Deutschland hat aufgehört, eine einheitliche Nation zu sein. In diesen politischen Grundsätzen bin ich mit Friedrich ganz einverstanden. Ebenso in den religiösen. Ich kenne die Schriften von Collins, von Tindal, von Woolston, von Annet, von Morgan und Voltaire. Diese geist=

reichen Männer verwerfen den Irrsinn und den Aberglauben der christlichen Religion. Freies Denken und Handeln, zwanglose Selbstbestimmung, ungehindert durch die Tyrannei religiöser Vorschriften, ist ihre Ueberzeugung, — und auch die meinige. Hier begegne ich Ihrem Könige abermals. Er verachtet den christlichen Aberglauben. Seine Religion ist die Vernunft und die freie Selbstbestimmung. Ich begreife recht gut, wie gefährlich diese freien Grundsätze eines Fürsten dem Christenthume sind, der eben so geistreich wie kühn, ebenso klug wie thatkräftig ist. Wie gesagt, Friedrich von Preußen senkt die Fundamente geistiger Freiheit in die Gemüther. Kommende Geschlechter werden auf diesen Fundamenten weiter bauen. Ich beneide Ihren König deßhalb, und bedaure, in diesem erhabenen Streben mit ihm nicht wetteifern zu können. — Nun werden Sie begreifen, mein Herr, daß ich von der Treue zu dem Könige von Preußen nicht lassen kann, ohne mir selbst untreu zu werden."

„Ich begreife es, Madame!"

Der Eintritt eines Kämmerers, welcher den Grafen zum Könige berief, unterbrach die Unterhaltung.

Kaum hatte Schmettau das Zimmer verlassen, als

die Marquise von Flavacourt in großer Bestürzung herein kam.

Die Chateauroux überdachte gerade den möglichen Eindruck, ihres politischen und religiösen Bekenntnisses, auf den Preußenkönig. Sie war mit sich in hohem Grade zufrieden. Friedrich mußte, nach ihrer Ansicht, eine enge Verbindung mit einer Dame suchen, die ihn verstand, deren Gesinnung mit der seinigen vollkommen harmonirte, — mit einer Frau, welche den König von Frankreich beherrschte. Das stolze Weib träumte eben von einem Siegeszuge nach Deutschland, wo sie von dem kriegerischen und philosophischen Könige mit Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Sie erblickte in nebelhafter Ferne Europa im Joche Frankreichs und sich als gekrönte Siegerin geknechteter Völker. Das Gesicht machte reißende Fortschritte. Die Chateauroux hatte eine Art von diabolischer Vision. Sie sah die Kirchen verschlossen, die Altäre zertrümmert, die Priester verschwunden, und an der Stelle des alten Glaubens, das Licht eines fortgeschrittenen Zeitalters, dessen Aufklärung die Schmach der Buhlerin nicht kannte. Das Weib sah die Schrecken der französischen Revolution. Da vernichtete plötzlich die eingetretene Schwester alle diese scheußlichen Gesichte und wüsten Luftschlösser.

„Louise, — mein Gott," sagte die bestürzte Marquise, „der Bischof von Soissons ist da."

Wäre die Herzogin von sonniger Höhe in die Tiefe hinabgestürzt, dieser jähe Sturz hätte sie kaum mit größerem Entsetzen erfüllt, als die Kunde der Marquise. Von allen Gegnern ihrer schmachvollen Stellung fürchtete sie keinen mehr, als diesen strengen Mann. Sie kannte dessen Unerschrockenheit und Pflichttreue. Sie wußte, daß er den Willen und auch den Muth besaß, mit dem Könige ein sehr ernstes Wort zu reden. Sie dachte an das Murren des Volkes, welches den Fürsten schandvolle häusliche Verhältnisse niemals verzeiht. Sie wußte, daß hinter Fitzjames ganz Frankreich stand, und daß der gewandte geistreiche Mann die schneidende Waffe allgemeiner Mißstimmung mit Geschick benützen werde. Dies Alles schwebte ihr vor der Seele, indeß ihre Augen sich weit öffneten und ihre Züge erblaßten.

„Der Bischof von Soissons?" wiederholte sie mit klangloser Stimme. „Wo ist er denn?"

„Beim Könige."

Die Herzogin schnellte empor.

„Beim Könige? Unglückliche!"

„Das heißt, im Palais des Königs," versetzte die Flavacourt. „Den König will er aber sprechen."

„Weßhalb weißt ihr ihn nicht zurück?"

„Er läßt sich nicht abweisen. Hartnäckig besteht er auf seinem Verlangen. Joseph hält ihn zurück, — fast mit Gewalt zurück."

„Er ist demnach im rothen Zimmer?"

„Dort war er, als ich hieher eilte, die Gefahr zu melden. Gelingt es ihm, Louis zu sprechen, durch scharfe Reden des Königs Gemüth zu ängstigen, — dann steht Alles zu befürchten."

„Das soll ihm nicht gelingen," rief die Chateauroux entschlossen. „Wir wollen ein Wort mit diesem hochfahrenden Priester sprechen, — mit diesem éveque de fortune[1])!"

Raschen Schrittes eilte sie durch den hölzernen Gang in das Palais.

Wäre ein Löwe in die Wohnung des Königs gedrungen, er hätte keine allgemeinere Bestürzung hervorgebracht, als der Eintritt des gefürchteten Bischofs von Soissons. Lakaien und Kammerdiener zeigten die größte Unruhe, und als jetzt die Herzogin, verschiedene Zimmer und Gänge durchschreitend, ihnen begegnete, traf sie allenthalben Gesichter voll Bangigkeit.

1) So nannte man damals in Frankreich alle Bischöfe, welche nicht in Folge adeliger Geburt, sondern persönlicher Verdienste den Krummstab führten.

Denn die ganze Dienerschaft und nächste Umgebung Ludwigs war von der Chateauroux gewonnen. Alle dienten dem schändlichen Verhältnisse, und es stand zu erwarten, daß der Sturz der Herzogin sie Alle berühren werde.

„Ist er noch im rothen Zimmer?" fragte sie einen Lakaien.

„Ja!"

„Nimm Paul und André," befahl sie, „begebt euch in den Saal, welcher an das rothe Zimmer stößt. Dort harret meines Winkes."

Sie rauschte weiter und gelangte in das Gemach, worin sich der Prälat befand. Ihr Eintreten hatte ganz den Anschein, als komme sie nur zufällig hieher. Von des Bischofs Gegenwart schien sie keine Kenntniß zu haben. Indem sie durch die Thüre hereinkam, durchschritt sie das Zimmer, um es durch die gegenüber liegende Thüre wieder verlassen zu wollen. Da gewahrte sie den Prälaten und blieb erstaunt stehen.

„Ah, Monseigneur!" sprach sie freundlich, ein gewinnendes Lächeln auf ihr Gesicht zwingend. „Welcher glückliche Umstand verschafft uns das Vergnügen Ihrer Gegenwart?"

„Kein glücklicher Umstand, Madame!" antwortete der Prälat im Tone tiefer Trauer. „Sie werden

ohne Zweifel die Ursache meines Erscheinens errathen."

„Ich verstehe, Monseigneur! Indessen trösten wir uns. Die Krankheit ist nicht gefährlich. Vor Allem haben die Aerzte Ruhe befohlen, sowie Entfernung aller Dinge, welche des Königs Gemüth erregen."

„Sie wissen, Madame, daß ich als Bischof und Almosenier den Monarchen sprechen darf. Ich habe dies dem Kammerdiener hier," — er deutete auf Joseph, der steif, wie eine Holzfigur an der Thüre stand, „eben auseinander gesetzt. Allein der Mensch will sich durchaus nicht belehren lassen, und versperrt mir den Weg zur Majestät."

„Joseph handelt in Allerhöchstem Auftrage," sagte sie. „Der König will Niemand sprechen."

„Die Pflicht gebietet mir, unter allen Umständen einige Worte an die Majestät zu richten," entgegnete Fitzjames. „Ich verlange nur eine Audienz von fünf Minuten."

„Unmöglich, — es kann nicht sein," sagte sie bestimmt. „Ich selbst muß gegen Ihren Besuch protestiren."

„Unter vier Augen, Madame, könnte ich Ihnen die Gründe sagen, die mich zum kranken Landesherrn führen. Ich darf jedoch andeuten, daß Ihre Person

mit diesen Gründen zusammenhängt. Sie werden mich verstehen."

Eine dunkle Gluth überströmte vorübergehend ihr Gesicht. Mit Blicken voll unaussprechlicher Frechheit betrachtete sie den Bischof.

„O ja, ich verstehe Sie, mein Herr," sagte sie boshaft lächelnd. „Sie sind willens, Ihre strengste Hirtenpflicht auszuüben. Ich beklage nur, daß Ihnen hiezu keine Gelegenheit gegeben werden kann."

Für diesen Hohn hatte der Prälat keine Entgegnung. Aber sein durchdringender Geistesblick ruhte mit einer solchen Schärfe, mit einer so bewältigenden Ruhe auf dem Geschöpfe der Sünde, daß ihr alle Frechheit und aller Hohn aus Blick und Mienen wichen. Sie senkte das Auge, und stand wie eine Verbrecherin vor dem ehrwürdigen Manne.

Das Bewußtsein dieser Blöße versetzte die Chateauroux in unbeschreibliche Wuth. Ihre Lippen zuckten krampfhaft, und ihre funkelnden Augen glichen jenen der gereizten Schlange.

„Wie gesagt, Monseigneur, man bedarf Ihrer durchaus nicht hier. Sollte dies einmal wirklich der Fall sein, was ich jedoch sehr bezweifle, dann wird man es Sie wissen lassen. Ihr Anstandsgefühl wird

Ihnen sagen, daß Sie augenblicklich sich zurückziehen müssen."

„Sie haben weit mehr Gründe, das Anstandsgefühl zu befragen, als ich, Madame, — und nicht nur das Anstandsgefühl, sondern auch Ihr Gewissen. Der Schritt, den ich thue, ist mir unaussprechlich bitter und schmerzlich. Aber die Pflicht gebietet ihn. Es handelt sich um das ewige Heil meines unglücklichen Königs. Und auch Sie, Madame, mögen bedenken, daß Sie dereinst vor Gott über Ihren Lebenswandel müssen strenge Rechenschaft geben."

„Sehr schön! Die Anmaßung der Herzogin von Chateauroux gegenüber ist freilich kein Punkt, über den man Gott Rechenschaft gibt; — aber vor dem Könige werde ich Klage führen."

„Unterschieben Sie meinen Worten keinen Sinn, den sie nicht haben," sagte Fitzjames ernst. „Die Pflichterfüllung des Bischofs ist keine Anmaßung."

„Dann müßte die Anmaßung zu den Pflichten der Bischöfe gehören."

Der Prälat blieb ruhig, ohne die würdevolle Haltung zu verlieren.

„Pflicht der Bischöfe ist es, Madame, Sünder zu bessern, verirrte Seelen zu Gott zurückzuführen."

„Und deßhalb wollen Sie den König sprechen?"

„Ja, — und auch Sie, Madame!"

„Was mich betrifft," entgegnete sie höhnisch, „so erlaube ich mir, den Herrn seiner lästigen Pflicht zu entbinden. Den König aber dürfen Sie nicht sprechen, mithin ist jedes weitere Verweilen hier überflüssig."

„Verachten Sie die Stimme des Gewissens und der Religion?"

„Ja!"

„Ich beklage Sie, Madame! Sie kennen die Bedeutung des Aergernisses, — des Aergernisses vor ganz Frankreich. Bedenken Sie wohl, daß Sie aus dem Munde dessen Ihr Urtheil empfangen werden, der „Wehe" gerufen über das Aergerniß."

„Hier ist nichts zu bedenken! Für meine Handlungen bin ich Niemand Rechenschaft schuldig, als mir selbst. — Aber genug, mein Herr, — genug! Sie werden augenblicklich das Palais verlassen."

„Nicht eher, bis ich den König gesprochen habe."

„Diese Anmaßung kleidet Sie schlecht," sprach die Buhlerin zitternd vor Ingrimm. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen das Geleite geben lasse. — Paul, André, Benoit!" rief sie.

Drei Lakaien traten ein.

„Monseigneur möchte das Palais verlassen, hat

aber den Rückweg vergessen," sagte sie. „Monseigneur ist auch nicht gewöhnt, auf Teppichen zu gehen, er könnte straucheln und stürzen. Deßhalb nehmt ihn zwischen euch, und führt ihn bis zur Einfahrt."

Dieses Uebermaß von Frechheit goß eine dunkle Gluth über des Prälaten Angesicht. Er sprach kein Wort. Die Lakaien zögerten.

„Vorwärts, thut, was euch befohlen ist," drängte das Weib.

Mit einer gebietenden Handbewegung wies der Bischof die Lakaien zurück, warf einen strafenden Blick auf die Chateauroux und verließ das Zimmer.

„Ihr könnt gehen," sagte sie zu den Lakaien. „Monseigneur findet nun selbst den Rückweg."

„Den hast du ziemlich derb abgewiesen," sprach die Flavacourt, welche in das Zimmer trat, an dessen Thüre sie lauschend gestanden. „Ich bewundere deine Energie, Schwester!"

„Den hasse ich von Allen am meisten; denn er ist der gefährlichste von Allen," entgegnete die Maitresse. „Hoffentlich wird er uns sobald nicht wieder belästigen."

Man hörte einen Wagen anfahren. Die Schwestern eilten an das Fenster. Der Wagen fuhr durch die Einfahrt.

„Wer mag dies sein?" fragte die Marquise.

„Der Arzt wahrscheinlich.“

„Welcher gewöhnlich zu Fuß kommt.“

„Geh' Joseph, siehe, wer es ist. — Haben Richelieu und Schmettau den König noch immer nicht verlassen?“

„Vor zehn Minuten! Alles ist in Ordnung. Schmettau verläßt heute noch Metz und eilt nach Hause. Er ist voll Bewunderung für Dich.“

„Ja, es ist schön, den König eines mächtigen Reiches zu beherrschen, und lobenswerth, die errungene Herrschaft klug zu benützen,“ sprach die Herzogin, sich stolz aufblähend. „Ich sympathisire mit Friedrich von Preußen. Allen Einfluß will ich aufbieten, die Allianz zwischen ihm und Frankreich zu befestigen. — Nun?“ — und sie wandte sich an den zurückkehrenden Kammerdiener.

„Es sind drei Herren. Gesehen hab' ich sie nicht. Sie waren mit dem Bischof in ein Zimmer getreten, wo sie lebhaft sprechen.“

„Hast Du nichts verstanden?“

„So viel ich vernahm, erzählte der Bischof den eben abgelaufenen Vorfall; denn er nannte oft den König und Eure Erlaucht.“

„Wer mögen die Herren nur sein? Trägt der Wagen kein Wappen?“

„Der Wagen hatte die Einfahrt bereits verlassen. Diener begegneten mir keine, die ich fragen konnte.“

„Eben kommen sie,“ sagte die Marquise.

Man hörte eine laute Stimme durch den Gang schallen. Die Stimme klang zwanglos und frei, als gehöre sie dem Eigenthümer des Palais. Die Chateauroux hatte eine Thüre geöffnet und lauschte. Jetzt klang die Stimme durch die nächsten Vorzimmer. Eine Flügelthüre wurde aufgerissen. Drei Herren in der reichsten Tracht, mit mächtigen Perücken, und höfischem Wesen, traten ein. Der Bischof von Soissons folgte ihnen. Die Schwestern sahen die Herren und erbleichten. Der mit der lauten Stimme, ein junger Mann mit feurigen Augen und energischem Wesen, ging voran. Jetzt betraten sie das Zimmer, in dem sich die Schwestern befanden.

Die Chateauroux trat dicht vor den Kammerdiener.

„Joseph,“ befahl sie, „Du bleibst auf deinem Posten. Du weichst nicht von der Stelle, — unter keiner Bedingung.“

Joseph stand vor der Thüre in einer Haltung, als müsse der Eintritt über seine Leiche gehen.

Der junge Mann mit der lauten Stimme und den feurigen Blicken sah die Schwestern und es zuckte ein verächtliches Lächeln in seinen Mienen. Ohne sie nur im Ge-

ringsten zu beachten, schritt er an ihnen vorüber, nach der Thüre hin, vor der Joseph stand. Mit einem Winke gebot er dem Kammerdiener, die Thüre zu öffnen.

Joseph rührte sich nicht.

„Bist du blind, Mensch? Oeffne die Thüre!"

Joseph stand unbeweglich, wie eine Bildsäule.

„Was sagen Sie dazu, meine Herren?" wandte sich der Energische an die Uebrigen.

Die Gefragten zuckten die Achseln.

„Manierlich ist es gerade nicht," fuhr Jener fort, „Prinzen von Geblüt den Eintritt zum Könige wehren zu wollen. — Ueberhaupt gleicht das ganze Wesen dieses Hauses nicht dem Hofhalte eines Königs von Frankreich. Hier ist ja eine so schwüle und drückende Atmosphäre, wie in dem Harem des Sultans von Aegypten."

Hiebei warf er einen flüchtigen und stechenden Blick auf die Chateauroux. Diese schnellte empor, wie eine getretene Schlange.

„Königliche Hoheit befindet sich in einem Krankenhause," sagte sie. „Die Atmosphäre des Krankenhauses mag für Sie allerdings empfindlich sein. Aber Eure Hoheit sollte doch für den Zustand Seiner Majestät einige Rücksicht haben."

„Ein Krankenhaus, — richtig! Ganz Frankreich

spricht von diesem Krankenhause," sagte der junge Mann, ohne die Chateaurour anzusehen, welche erblaßte und erröthete in rascher Folge.

„Und ganz Frankreich wird bald von der Rücksichtslosigkeit des Prinzen von Orleans sprechen," sagte die Herzogin.

„Ah," — stieß der Prinz überrascht hervor, wandte sich gegen die Chateaurour, und betrachtete dieselbe schweigend und voll Befremden.

„Wer sind Sie denn eigentlich, Madame?"

„Ich bin die Herzogin von Chateaurour," antwortete sie mit stolz erhobenem Kopfe.

„Die Herzogin von Chateaurour?" that Orleans verwundert. „Wer ist das? Kennen Sie eine solche Person, meine Herren?"

„Eine Herzogin von Chateaurour ist mir wenigstens unbekannt," entgegnete der Herzog von Chatillon.

Ein leises Zittern befiel die Maitresse. In bebender Wuth kniff sie die Lippen zusammen, und ein Ausdruck namenloser Frechheit und Rachsucht funkelte in ihren Augen.

„Dann dürfte die Freundin des Königs von Frankreich den Herren jedenfalls bekannt sein," sagte sie.

Blicke tiefster Verachtung trafen das Weib. Sie aber stand da mit schamloser Stirne, die allgemeine

Verachtung durch ein triumphirendes Hohnlächeln erwiedernd.

„Ich habe verschiedene Gattungen von Thieren beobachtet,“ sagte der Prinz von Orleans, „aber niemals gefunden, daß Thiere ihre Natur verläugnen. Der Vogel nimmt niemals die Gemeinheit schmutziger, giftiger Würmer an, — die Katze steigt niemals zur Gosse des Schweines herab. Aber, meine Herren, eine Frau ist mir begegnet, die, aller Weiblichkeit baar, in ihrer schamlosen Unnatur sich brüstet. — Doch, unsere Geduld ist erschöpft! Augenblicklich öffne die Thüre!“

Joseph warf einen bittenden Blick auf die Herzogin.

„Du hältst auf deinem Posten aus,“ befahl sie. „Hier hat Niemand zu gebieten, als die Majestät, und diese verbietet jeden unberufenen Besuch.“

In des Prinzen Gesicht schoß eine dunkle Gluth.

„He da, Henri!“ rief er einem sechs Fuß hohen Lakaien zu, welcher mit Staunen dem Vorgange bisher folgte. „Nimm diesen Kerl da, und stelle ihn bei Seite.“

Henri trat rasch vor, erfaßte mit der Rechten den Kammerdiener und öffnete mit der Linken die Thüre.

Die Herren durchschritten das nächste Zimmer und betraten sofort des Königs Cabinet.

Der Monarch saß in dem bequemen Rollstuhle,

einen prachtvollen goldenen Becher in der Hand. Neben ihm stand sein Kammerdiener mit einer goldenen Platte. Des Fürsten Aussehen war sehr leidend. Die Hand, welche den Becher zum Munde führte, zitterte. Mit weitgeöffneten Augen, im höchsten Grade überrascht, saß er nun beim Eintritte der Großen des Reiches.

„Ah, meine lieben Vettern von Orleans, von Chatilon und Bouillon!“ sprach er, die tiefen Verbeugungen der Herren durch ein gezwungenes Lächeln erwiedernd. „Seien Sie willkommen in meiner Einsamkeit, — und auch Sie, Monseigneur!“

„Die Trauerkunde von dem Unwohlsein Eurer Majestät trieb uns hieher,“ sagte Orleans. „Nicht blos wir, auch Paris und ganz Frankreich nehmen den innigsten Antheil an Ihrem Leiden, Sire! Gott erhalte Sie, und kürze die Tage der Prüfung.“

„Danke, — danke, für Ihre Theilnahme! Ja, ich bin krank, wirklich krank,“ und er fuhr mit zitternder Hand nach der Magengegend. „Hier sitzt das Uebel und alle meine Glieder sind ergriffen.“

„Wenn das Haupt leidet, ist der ganze Körper krank,“ sprach der Herzog von Bouillon, ein freundlicher Mann in vorgerückten Jahren. „Darum, Sire, ist ganz Frankreich unwohl, da sein Haupt sich leidend

fühlt. In allen Kirchen ruft man zum Himmel für den kranken, vielgeliebten Herrn. Der Himmel aber, dünkt mir, wird Frankreichs Bitten nicht unerhört lassen, da Eure Majestät durch Frömmigkeit dem Himmel dient!"

Ludwig senkte das Auge. Des Herzogs letzte Worte klangen ihm wie Hohn.

„Wie mich das ergreift!" sagte er. „Und doch haben die Aerzte alle Aufregung verboten."

„Vergebung, Sire!" entgegnete Bouillon. „Nur Angenehmes zu sagen, war meine Absicht."

„Natürlich," — versetzte der König mit einem mißtrauischen Blicke. „Kranke schont man und hält Alles fern, was bitteren Beigeschmack vermuthen läßt. — Nochmals, willkommen zu Metz! Seien Sie nicht allzu karg mit Ihren Besuchen."

Die Fürsten verließen das Zimmer, wobei Orleans einen bedeutsamen Blick auf den Bischof von Soissons warf.

Fitzjames blieb zurück. Er bemerkte des Königs Mißfallen über seine Anwesenheit, und hoffte keinen günstigen Erfolg von seiner schweren, nicht gefahrlosen Pflichterfüllung. Er wußte, daß er sich dem Zorne Ludwigs und der Rachsucht der Herzogin von Chateauroux aussetzte, sobald das erste tadelnde Wort über das schmachvolle Verhältniß über seine Lippen kam. Aber Fitzjames war ein wirklich apostolischer Mann.

Nur seinem erhabenen Berufe lebend, verabscheute er alle Berechnung und Feigheit, welche dem bischöflichen Amte vergeben, aus Rücksichten für persönliches Interesse.

Er war zwei Schritte vorgetreten, und stand nun in bescheidener, aber fester Haltung vor dem Könige.

„Gestatten mir Eure Majestät die Erfüllung einer höchst wichtigen Mission," begann er.

„Einer Mission?" fragte Ludwig überrascht. „Von wem haben Sie diese Mission, Monseigneur?"

„Von Gott!" antwortete der Bischof sehr ernst.

„Ah," — entgegnete der Monarch, und es glitt eine Bewegung über sein Gesicht, die ebenso Aerger, wie Betroffenheit ausdrückte. „Hoffentlich ist Ihre Mission angenehmer Art, Herr Bischof."

„Was von Gott kommt, Sire, kann allen Sterblichen nur angenehm sein; denn von Gott kommt nur das Gute."

„Das ist wahr! Was bringen Sie demnach?"

„Ich bringe die Erinnerung an jenen Willen des Allerhöchsten, den er im sechsten Gebote ausgesprochen: — „„Du sollst nicht ehebrechen!""

Der König fuhr zusammen. Seine Augen funkelten und waren zürnend auf den freimüthigen Bischof gerichtet. Dieser aber stand unerschrocken. Das Be-

wußtsein der göttlichen Sendung leuchtete in seinen Zügen und prägte sich in seiner ganzen Haltung aus, so daß der ehrwürdige Greis, wie ein Prophet des alten Bundes, vor dem sündigen Könige stand.

„Mit tiefem Schmerze muß ich Eurer Majestät bekennen, daß ganz Frankreich in namenlosen Schmerz versenkt und jedes christliche Herz empört ist, über das laut schreiende Aergerniß der Herzogin von Chateauroux.“

„Bei meiner Ungnade, — bei meinem Zorne, — kein Wort weiter,“ rief der König ergrimmt.

„Ich fürchte den Zorn des Allerhöchsten, und darum spreche ich zu Ihnen, Sire,“ entgegnete der Bischof mit erhabener Ruhe. „Bevor ich diesen Schritt gethan, Majestät, habe ich die Möglichkeit erwogen, aus diesem Zimmer in das Gefängniß wandern zu müssen. Aber nicht Gefängniß, nicht der Tod dürfen mich abhalten von dem strengen Gebote meiner Pflicht. Kann das Opfer meiner Freiheit oder meines Lebens Ihre Seele retten, und das schreckliche Aergerniß von Frankreich abwenden, — nehmen Sie immerhin Freiheit und Leben eines Mannes, der Ihre Seele liebt.“

„Genug, — genug!“ unterbrach ihn der heftig erregte König. „Diese Kränkung hätte ich von Ihnen nicht erwartet.“

„O Sire, allergnädigster König und Herr!“ sprach Fitzjames bewegt. „Betrachten Sie doch die Erfüllung bischöflicher Pflichten, und die Sprache der Liebe und Sorge für Ihr Seelenheil, nicht als Kränkung. Wir alle müssen sterben. Vielleicht morgen schon ist unser Leib dem Staube und die Seele der göttlichen Gerechtigkeit verfallen. Gott richtet auch die Könige. O Sire, fragen Sie das Gewissen, ob Sie in diesem Seelenzustande vor Ihren ewigen Richter treten können. Hat nicht der Herr warnend ausgerufen: „„Wehe dem Menschen durch den Aergerniß kommt?““ Entlassen Sie doch jenes gottlose Weib! Verscheuchen Sie alle nächtlichen Schatten von der erhabenen Würde königlicher Majestät! Befriedigen Sie Frankreich und gehorchen Sie Gott!“

„Schon gut! Sie können gehen!“

„Meine Pflicht ist erfüllt, Sire! Und jetzt, nachdem ich im Namen Gottes und kraft meines bischöflichen Amtes gehandelt, bekenne ich zu den Füßen Eurer Majestät meinen Gehorsam und meine Unterwürfigkeit.“

Wirklich sank der Bischof in die Kniee. Er beugte das Haupt tief herab, so daß die Stirne den Boden berührte. Der König betrachtete das greise Haupt zu seinen Füßen. Diese Verdemüthigung, sowie die Hoch-

achtung vor der Frömmigkeit des Prälaten entwaffneten des Königs Zorn.

„Stehen Sie auf, Monseigneur! Obwohl Sie tief einschneidende Worte gesprochen, bewundere ich doch den Geist, in welchem es geschehen, und achte die Würde, welche Ihnen diese Pflicht auferlegte. — Aber gehen Sie!"

Ludwig erwiederte die Abschiedsverbeugungen des Bischofs durch kein Zeichen. Er sank müde in den Stuhl zurück. Seine Züge verfinsterten sich mehr und mehr. Sein Auge starrte unbeweglich in das Leere.

Von früher Jugend auf in der Befriedigung seiner Neigungen nicht gehindert, und in allen Genüssen schwelgend, hatte er den religiösen Glauben doch nicht verloren. Darum klangen die Worte des Bischofs in seiner Seele kräftig nach. Sein Gewissen erwachte. Die schwere Verantwortung des ärgernißvollen Wandels mußte er sich selbst gestehen. Er fühlte sich krank; er dachte an die Möglichkeit des baldigen Todes, und das Rauschen des göttlichen Zornes durchdrang erschreckend sein ganzes Wesen.

Aehnliche Gefühle hatten ihn zwar früher schon beschlichen. Er wußte, daß sein Leben mit seinem religiösen Glauben nicht harmonirte. Aber die Jugendkraft, die Verlockungen des ausschweifenden Herzogs

von Richelieu, die Genüsse des Sinnenrausches, hatten die Mahnungen des besseren Bewußtseins immer wieder betäubt. Gegenwärtig gab es keine Betäubung. Der Sinnenreiz hatte für den kranken Körper allen Werth verloren. Er fühlte sich tief ermattet, alle Glieder wie gebrochen, und das Herannahen einer schweren Krankheit.

„Mein Gott, — mein Gott, — wo bin ich?" rief er aus, das Gesicht mit beiden Händen verbergend.

Der greise Bischof stand wieder vor ihm mit dem strafenden Wesen, mit der Androhung des göttlichen Zornes. Schon dachte er an die Nothwendigkeit der Lebensänderung, an die Verbannung der Herzogin. Da fühlte er seine Hand erfaßt und zwei Lippen auf dieselbe gedrückt. Die Chateauroux kniete vor ihm.

„Wie geht es, Louis?" fragte sie sanft, ihr Auge in das seinige versenkend.

Er zog die Hand zurück. Das Weib erschrack über den irren, fast wilden Blick des Königs.

„Louis, Sie sind angegriffen! Soll ich nach dem Arzte schicken?"

„Mir ist schlecht, — herzlich schlecht! Gehen Sie, Madame!"

„O, schicken Sie mich nicht fort, Sire!" bat die

schöne Sünderin, vor dem Fürsten knieend. „Ich kann Sie unmöglich in diesem Zustande der Schwäche verlassen.“

„Fragen Sie doch den Bischof von Soissons, — fragen Sie ihn,“ stieß er hervor.

„Ah, — der Bischof, dieser harte, lieblose Mann! O Sire, vergessen sie doch die Worte dieses —“

Sie vollendete den Satz nicht, sondern stieß einen jähen Schrei aus. Der König war in Ohnmacht gefallen. Die Kammerdiener stürzten herein. Der Bewußtlose wurde in das Bett gebracht, wo er, mit ärztlicher Hilfe, allmälig zur Besinnung kam.

Sein erster Blick fiel auf die Herzogin, welche weinend am Bette stand. Er schloß die Augen und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Madame,“ flüsterte der Arzt, „die Ruhe des Königs erfordert, daß Sie sich zurückziehen.“

„Was halten Sie von seinem Zustande?“

Der Arzt zuckte die Achseln.

Sie ging.

Auf ihrem Zimmer angelangt, erzählte sie unter Thränen der Marquise von Flavacourt des Königs verändertes Wesen.

„Das haben wir dem Bischofe von Soissons zu verdanken,“ sagte die Marquise.

„O ich weiß es! Er hat des Königs Gewissen in Schrecken gesetzt. Aber,“ rief sie mit funkelnden Augen, „ich werde diesen bigotten Menschen zertreten.“

Die Genugthuung.

Ueber die Vorgänge im Palais drangen dunkle Gerüchte unter das Volk. Es hieß, die Herzogin habe den Bischof von Soissons verhöhnt und abgewiesen. Ludwig habe geschworen, eher das Leben, als die Herzogin verlieren zu wollen. Die Aufregung im Volke wuchs. Eine erbitterte Stimmung ergriff alle Gemüther. Die Bürger versammelten sich in den Wirthshäusern und auf den öffentlichen Plätzen. Sie machten ihrem Zorne durch die stärksten Ausdrücke Luft. Viele wünschten sogar die Oesterreicher herbei, deren Heer immer weiter vordrang, um der schmählichen französischen Herrschaft ein Ende zu machen.

Werner saß mit seinen Freunden in der Gartenwirthschaft „Zum weißen Roß." Sie hatten einen langen Tisch besetzt, tranken tüchtig und gossen Oel in die flammende Entrüstung.

„Ich weiß es ganz bestimmt," rief der Gerbermeister

Fritz. „Der fromme Bischof drang vor, bis an des Königs Zimmer. Da kam die verfluchte Chateauroux. Das freche Weibsbild fuhr den Bischof hart an, sie schalt und verhöhnte ihn. Der Bischof duldete Alles und wich keinen Fuß breit von der Stelle. Als nun kein Spott und kein Hohn den frommen Mann vertreiben konnten, da ließ die Chateauroux ihre Lakaien auf ihn los. Diese ergriffen den Bischof und schleppten ihn mit Gewalt aus dem Palais."

„Schändlich, — himmelschreiend, — der Teufel hole diese Herodias," rief es in der Runde.

„O käme doch nur der Prinz Carl, kämen doch nur die Oesterreicher, damit sie uns von dieser Schmach befreiten," rief Werner. „Ja, Bürger, mein voller Ernst ist's! Muß man sich nicht schämen, ein Franzose zu sein? Von einem solchen Weibsbilde regiert zu werden, — von einer Dirne?"

„Ich stimme dir von Herzen bei, Gevatter!" sagte Roth. „Der ganze Königsstamm taugt nichts mehr, — faul ist er, von der Wurzel bis in den Gipfel hinein. Das Haus Habsburg hingegen ist ein edles, frommes Haus. Die Herzoge von Lothringen sind unsere Stammesfürsten, und so ein Lothringer ist der Gemahl der frommen und mächtigen Maria Theresia, die in einem Jahre die Preußen, die Bayern, die Sachsen und die

Franzosen im Kriege überwand. Stellt doch diese Maria Theresia neben unsern König! Weg mit den Bourbonen, — weg mit diesen verbuhlten Laffen!"

„Nicht so laut, Freunde!" warnte Hirsch.

„Recht hat er!" sagte Werner. „Die ganze Sippschaft der Bourbonen ist keinen Heller werth. — He, Doctor, erzählt uns doch einmal die schöne Geschichte von der Prie! Merkt fleißig auf, Bürger, — ihr könnt alle aus der Geschichte lernen. Ja, merkt auf, — damit, wenn unser Herrgott dem Throne Frankreichs einen solchen Fußtritt gibt, daß er in tausend Stücke zerbricht, ihr auch wißt, warum dies geschehen. — Nun, Doctor!"

Der Angeredete, plötzlich der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, schob die Brille über die starke Nasenkrümmung empor, strich das spärliche Haar seines alternden Hauptes, und versuchte, dem gutmüthigen Gesichte einen ernsten Ausdruck zu geben. Der „Doctor" war kein vollendeter Arzt. Er hatte einige Schulen durchgemacht und es schließlich bis zum Bader gebracht. Da er jedoch viele praktische Kunstgriffe besaß, und auch einige Kenntnisse in der Heilkunst, so nannten ihn die Bürger gemeinhin den „Doctor."

„Euer Ansinnen ist gerade nicht loyal, Meister Werner," sagte er. „Die Geschichte von der Prie soll

ich erzählen? Ist das nicht eine Schale Wasser über den letzten Funken Ehrfurcht vor dem Regentenhause?"

„Immerhin, — die Geschichte, Doctor! Ihr sollt uns kuriren. Ihr sollt den Bürgern da den Staar stechen, damit sie sehen, was für Leute Frankreich regieren."

„Gut, ihr sollt die Geschichte haben!" entgegnete der Doctor, stieß eine gewaltige Tabakswolke hervor und begann:

„Ihr wißt, Freunde, daß Ludwig XV. mit einer spanischen Prinzessin verlobt war, und daß die Prinzessin zu Paris lebte."

„Das wissen wir!"

„Als nun der Herzog von Bourbon die Regentschaft übernahm, da schickte er eines Tages die spanische Prinzessin heim, weil er plötzlich fand, daß sie zu jung sei. Diese Entdeckung machte er jedoch im Grunde deßhalb, weil er die Orleans haßte, und weil der schlaue Herzog wollte, daß seine Halbschwester, die Prinzessin von Vermandois, Königin von Frankreich werden sollte."

„Drei höchst vernünftige Gründe," meinte Roth. „Die heimgeschickte spanische Prinzessin wird sich ohne Zweifel damit getröstet haben."

„Weil aber der schlaue Herzog ohne Aufsehen und

ohne Absichtlichkeit seine Schwester auf den Thron prakticiren wollte," fuhr der Doctor fort, „darum befahl er allen französischen Gesandten im Auslande, sie sollten die Bildnisse sämmtlicher Prinzessinen Europa's einsenden, die etwa für eine französische Königin taugten. Es kamen neun und neunzig Bildnisse, darunter vier und siebzig protestantische und fünf und zwanzig katholische. Der gut katholische Herzog verwarf alle protestantischen, bis auf eine, — die Tochter des Königs Georg I. von England. Alle übrigen taugten nichts. Und wenn der kluge Herzog das französische Volk gefragt hätte, würde es ihm gesagt haben, daß die englische am wenigsten tauge. — Unter den fünf und zwanzig katholischen fand der gute Herzog gleichfalls nur eine einzige würdige, und diese einzige würdige war zufällig — seine Schwester, die Herzogin von Vermandois, ein Mädchen von sehr großer Schönheit. Nun wurde der Hof und der Staatsrath versammelt. Die beiden Bildnisse wurden vorgelegt. Alle verwarfen die Engländerin. Des guten Herzogs Schwester mußte also Königin werden, — was dem Manne insoferne gerade nicht unangenehm war, als er hiedurch für alle Zukunft den größten Einfluß auf die Regierung Frankreichs erhielt."

„Nun gebt Acht, jetzt kommt's," sagte Werner.

„Die schöne Prinzessin von Vermandois befand sich in einem Nonnenkloster, wo sie in allen christlichen Tugenden erzogen wurde. Ich selbst hatte einmal das Glück, sie zu sehen, und kann euch versichern, daß mir noch kein reineres Wesen begegnet ist. — Der gute Herzog-Regent hatte neben seiner Frau noch eine sehr intime Freundin. Sie hieß: Marquise de Prie. Die Prie war eben so muthig und kühn, wie die Chateaurour, — hatte auch eine eben so große Freude am Regieren, wie die Chateaurour. Weil nun die Prie eine sehr kluge Dame war, darum wollte sie erforschen, was so eine Person, wie sie, von der künftigen Königin von Frankreich zu erwarten habe. Sie begab sich demnach in das Kloster, worin die Prinzessin sich befand, um ihr das bevorstehende Glück zu melden. Wie nun die schöne Prinzessin die Freundin ihres Bruders vor sich sah, da erröthete sie tief und schämte sich. Denn die Herzogin hatte im Kloster gelernt, daß Ehebruch und Unzucht sehr große Sünden seien."

„„Ich darf nicht verschweigen,"" sagte die Prie, „„daß die Wahl der königlichen Braut nicht ohne meinen Einfluß geschah. Haben Sie den Thron

Frankreichs bestiegen, dann wird die Königin sich des Dienstes der Marquise erinnern.""

„„Sie täuschen sich, Madame!"" sagte die schöne Herzogin. „„Die Königin von Frankreich würde niemals dulden, daß die Großen des Reiches, durch Verachtung der göttlichen Gebote, ein so schmähliches Aergerniß dem Volke geben.""

„Brrr, — prächtig!" riefen die Bürger.

„Die Prie biß in die Lippen, und schwur, daß die fromme Prinzessin niemals Königin von Frankreich werden solle. Und so geschah es. Der gute Herzog von Bourbon gab vor, die Vermandois könne nicht Königin werden, weil sie seine Schwester sei[1])."

„Das ist schändlich!" riefen die Bürger.

„Da könnt ihr sehen," rief Hirsch, „was für eine Rolle die Dirnen in Frankreich spielen."

„Wartet nur, es ist noch nicht fertig," sagte Werner.

„Weil nun die Prie eine Königin wollte, die von ihr abhing, die auch ihre Freundschaft mit dem guten Herzoge von Bourbon duldete, darum fiel ihre Wahl auf die Tochter des vertriebenen Polenkönigs Stanislaus. Dieser Stanislaus wohnte zu Weißenburg,

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. II. S. 169 ff.

lebte von einem knappen Gnadengehalte Frankreichs und nagte am Hungertuche. Die Prie reiste selber nach Weißenburg. Der arme Polenkönig vergoß Thränen der Freude über den Heirathsantrag. Die Prinzessin Marie, ein demüthiges Geschöpf, in der Verbannung und im Elende aufgewachsen, schwur der Prie ewige Dankbarkeit. Eine solche Braut entsprach den Absichten der Prie. Und darum, meine Freunde, ist Marie, die Tochter jenes Polenkönigs, gegenwärtig Königin von Frankreich. — Das ist die Geschichte von der Marquise de Prie."

„Ja, und zugleich ein Blick in die Vorgänge am Hof," rief Werner zornig. „Weiber regieren uns, — und was für Weiber? Gottvergessene, elende Geschöpfe! Wie lange soll das noch so fort gehen? Wie lange sollen wir diese Schmach ertragen? Kämen doch nur die Oesterreicher!"

„Bst, — bst — Gevatter schweig!" sagte Roth, als eben ein Lakai, in Begleitung eines Gensdarmen, in den Garten trat.

Es entstand eine Pause.

„Der König ist schwer krank, die Aerzte sollen ihn aufgegeben haben," sagte der Doctor sehr laut, in der offenbaren Absicht, von dem Lakaien gehört zu werden. „Der König wird falsch behandelt. Ich

wollte den König heilen, — unfehlbar heilen, aber nur unter der Bedingung, daß mir die Chateaurour im Palais nicht begegnet."

„Wohl gesprochen, Doctor!" lobte Werner.

„Ihr getraut Euch, den König zu heilen?" fragte Hirsch verwundert.

„Ganz sicher!" antwortete der Gefragte mit großem Selbstgefühle. „Ich habe seine Krankheit ausgekundschaftet, und behaupte, daß er falsch behandelt wird. Ja, ich kann ihn kuriren! Aber, wie gesagt, nur unter der Bedingung, daß die Chateaurour durch ihre Gegenwart den Segen meiner Heilung nicht verdirbt. Denn an Gottes Segen ist Alles gelegen, — sogar bei den Krankenheilungen. Wo aber die Chateaurour ist, da kann Gottes Segen nicht sein."

„Der mit dem Barte dort, ist Euer Mann," hatte der Gensdarm zu dem Lakaien gesagt, und zugleich auf Werner hingedeutet.

Der Lakai legte die Hand auf Werners Schulter.

„Ich ersuche Euch, mit mir zu gehen."

„Mit Ihm? Wohin denn?"

„Zum Könige."

Die Bürger rissen die Augen weit auf. Sie blickten auf den Gensdarm und fürchteten für Werners Sicherheit.

„Zum Könige?“ rief der Grobschmied aufspringend. „Gott sei's gedankt! Nun soll der König einmal die Wahrheit hören. Der König soll erfahren, wie das Volk denkt!“

„Langsam, Gevatter!“ sprach Roth der Metzger. „Du gehst nicht allein, wir Alle gehen mit. Wir Alle denken ebenso wie Werner, — nicht wahr, Bürger?“

„Jawohl, wir Alle!“

„Seid unbesorgt, Leute!“ sagte der Lakai. „Meister Werner geschieht kein Schaden. In einer Stunde ist er wieder bei euch.“

„Aber der Gensdarm?“ fragte Roth argwöhnisch.

„Zeigte mir den Ort, wo Werner zu finden ist.“

„Seid doch ruhig, Freunde!“ sprach der Grobschmied. „Weßhalb sollte mir Leid geschehen? Weil ich die Wahrheit sage? Ich fürchte nichts! Bleibt beisammen, bis ich wieder komme. Bin ich aber in zwei Stunden nicht zurück, dann seht nach, wo ich geblieben bin.“ —

Die ohnmächtigen Anfälle des Königs hatten sich im Laufe der Nacht wiederholt. Mit dem Morgen befiel den Kranken ein tiefer, todesähnlicher Schlaf, aus dem er gegen Mittag, im höchsten Grade erschöpft, erwachte.

Die Aerzte erklärten die nahe Auflösung des Fürsten.

Der Prinz von Orleans übernahm es, den Spruch der Aerzte dem Monarchen in möglichst schonender Weise mitzutheilen.

„Ich verstehe, Vetter Orleans!“ sagte Ludwig mit matter Stimme. „Ja, ich fühle den nahenden Tod. Wehe mir, — ich bin verloren, — ewig verloren!“ — und es befiel den König eine namenlose Angst[1]).

„Gott ist barmherzig, Sire! Er wird Ihnen vergeben.“

Der Monarch schüttelte verneinend das Haupt. Seine Hände faßten krampfhaft die Decke, seine Augen starrten abschreckend in das Leere.

„Ich habe der göttlichen Barmherzigkeit gespottet, — habe Jahre lang in schmählichen Verhältnissen gelebt, — ganz Frankreich zum Aergernisse, — wehe mir!“

„Verzweifeln Sie nicht, Sire! Fassen Sie Vertrauen zu Gott. Denken Sie an die Parabel vom verlorenen Sohne.“

„Den Bischof von Soissons, — um Gotteswillen, — schnell, — den Bischof!“ stöhnte Ludwig in Todesängsten.

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 252.

Der Bischof kam. Er verweilte lange bei dem Kranken. Sodann trat er in das Vorzimmer, wo er dem Kammerdiener einen Auftrag gab.

Die Prinzen umdrängten den Prälaten. Dieser winkte, und sie folgten in das Cabinet.

Ludwig lag laut betend und die Hände gefaltet.

„Meine Herren!“ begann der greise Bischof. „Mit Hilfe der göttlichen Gnade hat unser allergnädigster König und Herr seine Fehltritte erkannt, und er bereut sie tief. Darum habe ich dem reuigen Bekenner, kraft meines priesterlichen Amtes und der Vollmacht des barmherzigen Gottes, die Lossprechung von seinen Sünden ertheilt. Damit jedoch das gegebene Aergerniß möglichst gesühnt werde, ist unser allergnädigster Herr entschlossen, öffentlich seine Vergehen zu verdammen, — vor Ihnen und vor dem Volke.“

„Ja, — ich verdamme meinen Wandel, — ich bereue, — ich bereue aufrichtig, — Gott sei mir gnädig!“ stöhnte Ludwig.

Fitzjames begann die Gebete pro agonizantibus.

Unter Perusseaus Anleitung errichteten die Kammerdiener einen kleinen Altar. Auf den weißbedeckten Tisch wurden vier brennende Kerzen und ein Cruzifix gestellt. In einer silbernen Schale glühten Kohlen, und duftende Wohlgerüche stiegen aus der Schale em=

por. Der Altar sollte dazu dienen, das heilige Sakrament zu tragen.

Im anstoßenden Zimmer harrten die Herzogin von Chateauroux und ihre Schwester, die Marquise von Flavacourt, in banger Sorge der kommenden Dinge.

Bleich und kalt, wie ein Marmorbild, saß die Herzogin. Sie saß der Flügelthüre gegenüber, welche in das Krankenzimmer führte. Zuweilen lauschte sie auf die Vorgänge außerhalb, sie schrack zusammen, dann flog eine dunkle Gluth über ihr Gesicht, das im nächsten Augenblick wieder bleich war, wie zuvor. Sie hatte die klagende Stimme des reuigen Sünders vernommen, und ein verächtliches Lächeln schlich durch ihre Züge. Im Bewußtsein der vollen Herrschaft über den König hoffte sie immer noch. Allein sie kannte den unbeugsamen Bischof und fürchtete Alles von dessen Strenge. Und in solchen Augenblicken, wenn sie an den Bischof dachte, durchschauerte ein nervöses Zucken ihren Körper, die Hände ballten sich, in den Augen funkelte es, und der glühendste Haß entstellte das reizend geformte Angesicht.

Nicht so gefaßt erschien die Marquise. Bei jedem Geräusche stand sie lauschend an der Thüre. Sie schritt unruhig hin und her, sie rang die Hände, ihr ganzes Benehmen drückte die größte Bestürzung aus.

„Was hälst Du von unserer Lage, Louise?“ flüsterte sie.

„Angenehm ist dieselbe gerade nicht!“ antwortete die Chateauroux bitter. „Aber Louis ist ein Feigling. Weil die Krankheit ihn schüttelt, darum vergißt er alle Liebe, alle Schwüre. Darum krümmt er den Rücken unter der Zuchtruthe dieses bigotten Bischofs.“

„Und darum wird er uns Schmach anthuen!“ sagte die Flavacourt.

„Schmach? Man muß die Schmach verachten,“ entgegnete die Herzogin stolz. „Allein er ist dessen nicht fähig, ich glaube es nicht. Er hat eine zerknirschte Beichte abgelegt, er wird das Abendmahl empfangen. — An die Versprechungen aber, die er vor Gott ablegte, wird er in einigen Tagen ebenso wenig denken, wie er gegenwärtig an seine Liebesschwüre denkt.“

„O könnte ich Deine Hoffnungen theilen,“ sagte die Schwester.

„Ha, — dieser Fitzjames, dieser Frömmler,“ sprach die Herzogin glühend. „Oder vielmehr diese Bischöfe, — diese Macht der Religion, — diese Einflüsse des Aberglaubens im achtzehnten Jahrhundert auf Herz und Gemüth eines Königs! Ich hasse die Religion, ich möchte sie vernichten! Die letzte Stunde des religiö-

sen Aberglaubens kann nicht mehr fern sein, — und daß sie bald schlägt, diese Stunde, dies soll, — ich schwöre es in diesem schrecklichen Augenblicke, dies soll die Seele, die Triebfeder meines ganzen Strebens sein. Mit Voltaire und seinen Genossen will ich auf das Engste mich verbinden. Seinen Spott will ich anfeuern, damit er in Strömen sich ergieße über den Aberglauben. Mit Friedrich von Preußen, mit den Freigeistern der ganzen Welt will ich Bündnisse schließen, und wir wollen nicht ruhen, bis die Altäre gestürzt und die Herzen frei sind."

Kaum hatte sie das letzte Wort gesprochen, als die Flügelthüre weit aufging. Man sah die Prinzen von Geblüt, einige Großen des Reiches, den Marschall Belleisle und den schlichten Werner, welcher seinen breitkrämpigen Hut in den Händen drehte, und mit Blicken des höchsten Erstaunens umhersah. In dem Krankenzimmer herrschte tiefe Stille. Es nahten leise Tritte der geöffneten Thüre, die Blicke aller Anwesenden ruhten auf beiden Schwestern.

Die Marquise hatte sich den Blicken entzogen, indem sie bei Seite trat. Die Herzogin blieb regungslos sitzen, aber an die Stelle der Blässe war ein tiefes Roth getreten.

Der Bischof von Soissons trat unter den Eingang.

Er trug die priesterliche Kleidung, — den weißen Chorrock, den violetten Kragen und die goldgestickte Stola. Ein Blick strafenden Ernstes fiel auf die Chateauroux, welche immer noch regungslos da saß, und dann auf die Marquise, welche sich in den Hintergrund des Zimmers geflüchtet hatte.

„Ihr Damen," sprach der Bischof mit lauter Stimme, „der König von Frankreich befiehlt, daß Ihr augenblicklich dieses Haus verlasset[1])."

Die Marquise stürzte hinaus, mit Schamröthe übergossen, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Die Herzogin befiel ein leises Zittern. Sie starrte den Prälaten einige Sekunden schweigend an. Sodann erhob sie sich, und schritt nun, mit hochaufgerichtetem Haupte, stolz und langsam durch das Krankenzimmer.

Der Bischof von Soissons trat mit einer leisen Frage zu dem Kranken. Dieser nickte bejahend.

„Ihr Herren Prinzen von Geblüt, Ihr Großen von Frankreich, und Ihr, Meister Werner, als Stellvertreter des Volkes," begann der Prälat gegen die Versammlung gewandt, „der König hat mich beauftragt, Euch kund zu thun, daß er aufrichtige Reue

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 252.

fühlt über das Aergerniß, das er dem Lande gab, indem er so, wie er that, mit Madame Chateauroux lebte. Er bittet deßhalb den Allmächtigen um Verzeihung [1])."

Die Prinzen und Großen hatten mit sichtlicher Genugthuung diese Worte vernommen. Meister Werner stürzten Thränen aus den Augen.

Durch die Vorzimmer klang ein silberhelles Klingeln. Das heilige Sakrament, von Pater Perusseau getragen, kam. Alle Anwesenden knieten nieder. Der Bischof verrichtete einige Gebete, sodann erhob er sich.

„Majestät," sprach er, „die Gesetze der Kirche verbieten, einem Kranken die heilige Wegzehrung zu reichen, so lange die Concubine in der Nähe ist. Die Zeit drängt. Eure Majestät hat nur wenige Augenblicke noch zu leben. Eilen Sie, die nöthigen Befehle zu geben [2])."

„Ich bin zu Allem bereit, — Gott sei mir gnädig!" sagte der geängstigte Fürst. „Marschall Belleisle, führen Sie augenblicklich die Chateauroux und deren Schwester weg, — weit weg. Schenkt mir Gott das Leben, dann sollen sie für alle Zukunft min-

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 253.
2) Ebendaselbst.

destens fünfzig Meilen von meinem Hoflager sich entfernt halten."

Belleisle ging.

„Monseigneur," bat der König, „eilen Sie, bevor es zu spät ist."

„Da Eure Majestät das Vergangene bereut, für das gegebene Aergerniß öffentliche Genugthuung geleistet, und die Schwestern für immer verbannt bleiben, so steht der Einkehr des Herrn bei Ihnen nichts mehr im Wege."

Er trat zum Altare und die religiösen Ceremonien nahmen ihren weiteren Verlauf.

Der jähe Sturz der Herzogin von Chateauroux hatte sich im Augenblicke durch das ganze Palais verbreitet. Die Kammerdiener, die Lakaien, bis zum letzten Stallbedienten bildeten gleichsam eine elektrische Kette, an der sich mit Blitzesschnelligkeit das Ereigniß fortpflanzte.

Die Herzogin hatte ihre stolze Haltung keinen Augenblick verloren. In ihrer Wohnung angelangt, befahl sie einer Kammerzofe, den Wagen sogleich vorfahren zu lassen. Während diese forteilte, bezeichnete sie einer zweiten und dritten Kammerfrau die Kästchen, welche in den Reisewagen gebracht werden soll-

ten. Die Kästchen enthielten kostbaren Schmuck, Geschenke des Königs.

Marschall Belleisle trat ein. In schonender Form entledigte er sich des erhaltenen Befehles.

„Fünfzig Meilen vom Hoflager entfernt!“ rief die Chateauroux bitter. „Nun, der König hat einen sehr großen Glauben von meiner Macht. Vielleicht hätte er besser gethan, mich zu den Kaffern zu verbannen; denn wahrscheinlich ist eine Entfernung von fünfzig Meilen nicht groß genug, die bedrohte Majestät gegen die furchtbare Herzogin zu schützen.“

„Ich beklage diesen Vorfall, Madame!“ sagte Belleisle. „Hoffentlich schwindet des Königs üble Laune mit der Krankheit.“

„Sie mögen dies hoffen, Herr Marschall! Ich hoffe nichts, und will nichts hoffen. Ich beklage den König, und verachte sein Verfahren.“

Die Kammerzofe kehrte zurück.

„Die Bedienten weigern sich, Ihre Befehle zu vollziehen,“ sagte sie.

Die Chateauroux blickte erstaunt auf. Sogleich aber begriff sie ihre Lage.

„Da ich weder Pferde noch Wagen besitze, und die Bedienten der Majestät mir des Königs Equipage

verweigern, müssen wir eben zu Fuß die Stadt verlassen," sagte sie.

„Dies geht nicht!" versetzte Belleisle. „Sie würden sich hiedurch der größten Gefahr aussetzen. Die rohe Masse ist erbittert. Die wilde Raserei des Volkes dürfte sogar Ihr Leben gefährden."

„Sie haben Recht, Herr Marschall! Wie veränderlich, wie undankbar doch die Menschen sind! Eben noch beugten sich Alle vor mir. Vielen habe ich Wohlthaten erzeugt. Alles ist vergessen! Mein Wink, mein Blick beherrschte alle diese Puppen, und jetzt trotzt mir jeder Stallknecht."

„Ich habe meinen Wagen bei mir, Madame! Er steht zu Ihrer Verfügung."

Zehn Minuten später verließ der Wagen des Grafen Belleisle, mit verhängten Fenstern, die Abtei und die Stadt. Er brachte die Herzogin mit ihrer Schwester nach einem Landhause, drei Meilen von Metz. Nach kurzer Rast wurde die Reise auf einem schlichten Bauernwagen fortgesetzt. —

Im Garten zum „weißen Roß" harrten die Bürger voll Ungeduld Werners Rückkehr. Endlich kam er. Alle umdrängten ihn. Der Grobschmied erschien sehr angegriffen, und hatte sein ungestümes Wesen mit tiefem Ernste vertauscht.

Von wiederholten Ausrufungen seiner Zuhörer unterbrochen, erzählte er die Vorgänge am Hofe.

„Danken wir Gott, Bürger," schloß er, „daß der König zur Besinnung kam. Die Dirne ist fort, — fünfzig Meilen weit verbannt. Wir werden von keiner Buhlerin mehr regiert, Frankreich wird nicht mehr geschändet, das Haus des Königs ist rein."

„Und Alles dies haben wir dem frommen Bischofe zu verdanken," sagte Roth, der Metzger. „Er ist in Wahrheit Johannes der Täufer; denn er vertrieb, mit Gefahr für seine Sicherheit, die gottlose Herodias."

„Wir müssen den Bischof ehren, die ganze Bürgerschaft muß ihm danken."

„Jawohl, — wir müssen ihm danken!"

„Das ist überflüssig, Bürger," sagte der Doctor mit gelehrter Miene.

„Ueberflüssig?" rief Werner. „Meine rechte Hand und den Arm dazu für das, was der ehrwürdige heilige Mann an uns gethan."

„Ich sage Euch, es ist überflüssig," wiederholte der Doctor.

„Pfui, Keßler, pfui," — schallte es im Kreise.

„Hört mich an, Bürger!" rief der Doctor. „Ich sage, der Bischof hat nur seine Pflicht gethan, und darin liegt für ihn der schönste Dank. Wozu ist die

Geistlichkeit da? Predigt sie nur dem gemeinen Volke? Zügelt und straft sie nur die Leidenschaften der niederen Menge? Weit gefehlt! Eine Geistlichkeit, welche fürstliche Sünder lobt und arme Sünder schilt, ist, bei Gott, nicht werth, daß sie besteht. Auch Königen muß die Geistlichkeit den Spiegel des göttlichen Gesetzes vorhalten, und dies haben Bischöfe und Päpste stets gethan. Seht, vor grauen Jahren war ein König in Frankreich, Philipp August hieß er, ein mächtiger Herr. Dieser verstieß sein Weib und nahm eine andere. Es war damals gerade, wie heute. Die Großen des Reiches schwiegen, und ließen den König gewähren. Kein Mensch kümmerte sich um die arme, verstoßene Königin, welche im Kloster saß und weinte. Die Bischöfe aber und der Papst waren nicht still. Sie bedrohten Philipp August mit dem Kirchenbanne, wenn er das Kebsweib nicht entlasse und die Königin nicht zu sich nähme. Philipp August, stolz auf seine Macht, verlachte die Drohungen des Papstes und die Ermahnungen der Bischöfe. Da verhängte der Papst das Interdikt über ganz Frankreich. Keine Messe durfte gelesen, keine Glocke durfte geläutet, kein Todter durfte vom Priester begraben werden — in ganz Frankreich. Das ganze Land lag im Banne wegen des Königs Ver=

brechen. Jetzt wurde dem stolzen König bange. Das Volk murrte, seine Krone wackelte, — er mußte sein ehelich Weib wieder nehmen. — Seht, so wacht die katholische Kirche über die Sittlichkeit, so straft sie das Verbrechen an Königen, wie an Bettlern. Ja, die katholische Kirche ist wirklich Gottes Mund auf Erden, darum bin ich auch stolz darauf, ein katholischer Christ zu sein. Und wie jener Papst Innozens III. verfuhr, so verfuhren andere Päpste mit den ehebrecherischen Königen Lothar, mit Heinrich VIII. von England, mit dem unbändigen Kaiser Heinrich IV. Jederzeit waren die Päpste Wächter der Sittlichkeit und der göttlichen Ordnung. Glaubt mir, Bürger, ohne die Päpste gäbe es längst keine Ehe, keine Familie mehr. Die Kleinen würden den Großen bald nachahmen im Schlechten, Alles würde umgestürzt, die ganze Gesellschaft über den Haufen geworfen. — Darum hat auch der fromme Bischof nur seine Pflicht gethan, — Euer Dank ist eitel, — Gott wird ihm vergelten."

„Ihr habt wohl gesprochen, Doctor!" sagte Werner. „Gott wird's dem frommen Bischof lohnen. Unser Dank ist zwar eitel, aber wir sind ihn schuldig, und man soll Niemand etwas schuldig bleiben."

Kaum wurde die Sinnesänderung des Monarchen

und die Verbannung der Chateauroux bekannt, als sich die Kirchen mit Betenden füllten. Man bestürmte den Himmel für die Genesung des Kranken.

Den Platz vor dem Palais besetzte eine harrende Volksmenge. Die Aeußerungen des Zornes waren verstummt. Das Volk verhielt sich ruhig. Es wollte durch seine Gegenwart Theilnahme und Liebe für den Landesherrn ausdrücken. Und so bewährte sich auch hier die alte Erfahrung, daß Fürsten nur dann die Herzen des Volkes besitzen, wenn sie dieselben durch Mannhaftigkeit und Tugend verdienen.

Die Oesterreicher.

Das schimpfliche Verhältniß zwischen Ludwig XV. und der Chateauroux war gelöst. Frankreich dankte Gott für die Beseitigung dieser Schmach. Die ungetheilte Aufmerksamkeit der Franzosen war jetzt auf die Oesterreicher gerichtet, welche in Lothringen immer weiter vordrangen.

Maria Theresia hatte nämlich Deutschlands Erbfeind aus Böhmen und Bayern hinausgeworfen. Die Franzosen rückten an den Rhein. Die Oesterreicher folgten ihnen. Es wurden einige Treffen geliefert, und die Franzosen wurden geschlagen.

Maria Theresia begnügte sich mit der Vertreibung des Feindes nicht. Sie wollte Elsaß und Lothringen, diese schönen deutschen Länder, den Franzosen entreißen.

Herzog Carl von Lothringen, Maria's Schwager

und Oberbefehlshaber der österreichischen Armee, überwinterte am Oberrhein. Mit dem Frühlinge setzte er den Feldzug fort. Die Bayern, Frankreichs Bundesgenossen, hüteten bei Philippsburg den Rhein, — nicht gegen den Reichsfeind, sondern gegen die Deutschen. Marschall Coigny zog seine Linien von Weißenburg bis Mainz. Der österreichische Feldmarschall, Graf Traun, der ausgezeichnetste Stratege seiner Zeit, täuschte durch Kreuz- und Querzüge die Franzosen. Während Coigny jeden Augenblick seine Stellungen verändern mußte, bald da, bald dort den Uebergang der Oesterreicher befürchtend, überschritten diese unvermuthet bei Philippsburg und Weißenau den Strom. General Seckendorf bekämpfte zwar mit zwanzigtausend Mann die in Kähnen übersetzenden Oesterreicher. Er wurde zurückgeworfen, und vereinigte nun sein Heer mit der Armee Coigny's.

Unverweilt stürmten die Oesterreicher auf den Feind los. Sie durchbrachen dessen Linien und eroberten die Veste Weißenburg. Rasch nach einander verloren die Franzosen alle festen Stellungen. Schon zitterte Straßburg. Der Weg nach Lothringen war frei. Maria's Truppen drangen siegesmuthig vor. Lothringens Berge und Wälder wiederhallten von deutschen Kriegsliedern. Frankreichs stolze Erde dröhnte

unter dem Hufschlage feindlicher Reiterschaaren und dem Tritte deutscher Regimenter.

Die Franzosen verfolgten mit Staunen das unerhörte Schauspiel. Seit langer Zeit daran gewöhnt, Deutschland zu berauben, zu plündern und ganze Länderstriche vom Reichskörper loszureißen, mußten sie jetzt deutsche Siegesbanner im eigenen Lande stolz sich blähen sehen. Von Scham und Grimm getrieben, strengten sie alle Kräfte an, den Feind zurückzuwerfen. Vergebens. Ihre Angriffe endigten mit eben so vielen Niederlagen. Diese erweckten Entmuthigung. Nur ein Beispiel. Coigny hatte bei Straßburg Schanzen aufgeworfen. Seine Stellung war sehr fest. Prinz Carl befahl, die Schanzen zu stürmen. Die Franzosen verließen ohne Kampf die Schanzen und zogen sich nach Mosheim zurück.

Lothringen erblickte in den Oesterreichern keine Feinde, sondern Stammverwandte, Befreier aus fremdem Joche. Dieses ächt deutsche Volk hatte seine Abstammung nicht vergessen. Es ertrug vielfach mit Unwillen die französische Herrschaft. Diesen Unwillen vermehrten Ludwigs schreiender Skandal und die Schmach des Hoflebens.

Kaum wurde in Dörfern und Städten der Anmarsch der Oesterreicher bekannt, als die Bürger von

den öffentlichen Gebäuden die Lilien wegnahmen und jedes Merkmal französischer Herrschaft vertilgten. Die Landleute zogen ihre Festtagskleider an, und begrüßten mit Freuden den Sprößling ihrer alten Herzoge. Die Städte folgten diesem Beispiele.

Zabern prangte im Festschmucke, den Herzog von Lothringen zu empfangen. Vor dem östlichen Thore war ein mächtiger Triumphbogen errichtet. Dort hatte sich die Bevölkerung versammelt, die Geistlichkeit und der Magistrat an der Spitze. Weißgekleidete Jungfrauen trugen Kränze und Blumensträuße. Vor dem Bürgermeister stand ein Tisch, auf dem Tische lag ein Kissen und darauf die Schlüssel der Stadt. Freude und Spannung malte sich in allen Gesichtern. Alle sahen die Straße entlang, gegen Osten. Ein Böllerschuß krachte in der Ferne; die Bevölkerung von Zabern gerieth in lebhafte Bewegung. Man ordnete sich. In der Ferne wirbelten Staubmassen empor, Waffen blitzten im Sonnenscheine, und eine Reiterschaar jagte auf der Straße daher. Immer näher sprengten sie in sausendem Galopp. Die Erde begann zu dröhnen, Waffen klirrten. Bereits waren die stürmenden Reiter auf Schußweite herangesprengt, und es schien, als sollte der wilde Ansturm seine verheerende Bahn mitten durch die zum Empfange

dicht gedrängte Bevölkerung nehmen. In den Gesichtern der Männer las man Verwunderung, in jenen der Frauen und jungen Leute Angst und Bestürzung. Das Gefühl, unter den Hufen der Rosse zertreten zu werden, beschlich schon manches angstvolle Gemüth. Plötzlich schmetterten Trompeten. Die Reiter machten, dicht vor dem Triumphbogen, eine Schwenkung, setzten zu beiden Seiten über die Straße, und hielten nun in langen Reihen auf den Matten. Tausendstimmige Rufe der Bewunderung erfüllten die Luft. Tausend Augen begafften die stattlichen Reiter. Bursche mit vollen Krügen liefen zu den Kriegern heran. Allein ihr Wohlthätigkeitssinn fand keine Befriedigung.

„Warten, Bursche, — warten!" hieß es.

In raschem Trabe nahte Prinz Carl, von seinem glänzenden Stabe umgeben. Fünfzig Schritte vor dem Ehrenbogen stieg er mit einigen Offizieren vom Pferde. Stürmische Zurufe des Volkes begrüßten ihn.

Der Herzog, ein Mann von schöner Gestalt und kriegerischem Wesen, trat bis unter den Triumphbogen vor, durch einen Griff an seinen Hut die Verbeugungen der Geistlichkeit und des Magistrates erwiedernd.

Der Bürgermeister, mit den Stadtschlüsseln auf

dem Kissen, stand vor ihm. Er hielt eine schöne Rede und überreichte dem Prinzen die Schlüssel.

Herzog Carl entgegnete die Anrede. Er sprach wie ein Soldat, sehr laut, kurz und bestimmt. Aber des Prinzen Stimme wurde weich und es beschlich ihn eine ernste Rührung, als er sagte:

„Dieser wiederholt freundliche Empfang in der Heimath meiner Ahnen rührt mich sehr. Lothringen, dieses schöne deutsche Land, wurde durch die Fremdherrschaft dem Mutterlande nicht entfremdet. Wenn auch äußerlich geschieden, bewahrte es dennoch warm die Erinnerung an die Stammesverwandtschaft mit Deutschland. Die Zeit der Fremdherrschaft ist vorüber. Bald wird der französische Eroberer vollständig aus den Marken Lothringens hinausgeworfen sein."

Neuerdings erschallten Beifallsrufe. Der Prinz bestieg eine mit Eichenkränzen gezierte Kutsche. Sechs prächtige Pferde zogen den Wagen. Auf den Pferden saßen junge Männer in ihren Feiertagskleidern, die Hüte mit buntfarbigen flatternden Bändern geziert. Die Böller krachten wieder, alle Glocken läuteten, das Musikcorps spielte eine Siegeshymne, und von der freudig erregten Menge umwogt, fuhr der Wagen langsam durch die Stadt. An den Häusern hingen Kränze und Fahnen, auf der Spitze des Kirchthurmes

wogte in stolzen Schlägen das deutsche Banner, und aus den Fenstern, von Frauenhänden gestreut, regnete es Blumen und Sträuße auf den Herzog nieder.

So empfing das deutsche Volk den deutschen Fürsten in Lothringen.

Kaum weilte der Herzog in Zabern, als in endlosen Zügen der Durchmarsch der Truppen begann. Drei Tage und Nächte rasselten Kanonen durch die Straßen, zogen die Regimenter zu Fuß und zu Pferd, in bunter Abwechselung vorüber. Am zweiten Tage, von den Segenswünschen der Bevölkerung begleitet, verließ der Prinz gleichfalls die Stadt. Schon streiften Panduren und Rothmäntel bis Luneville, dem Wohnsitze des Königs Stanislaus von Polen. Dieser floh mit seinem Hofe in das Innere Frankreichs.

Von drei Seiten rückten die Franzosen den Oesterreichern entgegen. Marschall Noailles hatte sich bereits mit Coigny und den Bayern bei Molsheim vereinigt. Marschall Belleisle hatte in den lothringischen Bisthümern ein Heer gesammelt und setzte sich jetzt in Bewegung. Herzog Harcourt lagerte bei Pfalzburg mit dreißigtausend Mann. Die Vereinigung dieser verschiedenen Heere zu einer erdrückenden Armee, mußte den Oesterreichern gefährlich werden.

Prinz Carl beschloß, den Herzog von Harcourt rasch anzugreifen.

Plötzlich veränderte er die westliche Richtung seines Marsches, wandte sich mit einer Heeresabtheilung nördlich, und stand unerwartet vor dem Feinde.

Verschiedene Truppenkörper wurden nächtlicher Weile in einen Wald geworfen, der sich im Umkreise von einigen Stunden verbreitete. In die Stellungen dieser Truppen traten sogleich andere, um dem Feinde diese Bewegung zu verbergen.

Unter jenen Truppen, welche in den Wald gelegt wurden, befanden sich auch die Rothmäntel und Panduren, — die früheren Räuber Slavoniens.

Von bewaldeten Höhen eingeschlossen, durch einen engen Paß mit der Außenwelt verbunden, lag ein Wiesenthal. Ueber ihm stand der Mond, und sah mit seinem bleichen Gesichte zur Waldesstille nieder. Die hohen, das Thal umgrenzenden Eichen warfen riesige Schatten über die Wiesen hin, auf denen Pferde zügel- und sattellos grasten. Unter den Bäumen lagen Rothmäntel schlafend, rauchend, sinnend oder mit einander flüsternd.

Mathias Skandori, der ehemalige gefürchtete Räuberhauptmann der Karpathen, lehnte am Stamme einer Buche. Er blickte auf einen Haufen getödteter

Gänse, Hühner und Enten, die in seiner Nähe lagen. Zugleich folgte er dem Gespräche einiger Rothmäntel, welche am Boden saßen.

„Zuviel verlangt von uns," sagte ein bärtiger Geselle. „Da haben wir die schönsten Braten und dürfen sie nicht rösten, weil ohne Feuer keine Kohlen zu haben sind, und weil Feuer und Rauch uns dem Feinde verrathen würden."

„Was wir heute nicht essen dürfen, schmeckt morgen desto besser," sagte ein Anderer.

„Wenn du morgen noch deine Kinnbacken gebrauchen kannst, Bernhard," sagte ein Dritter. „Denn morgen wird der Tanz wieder losgehen, und du bist nicht kugelfest."

„Bah, — das Zischen und Pfeifen der Kugeln höre ich fast so gern, wie die Geige," sagte Bernhard. „Da seht auf den Plan, — wie prächtig ließe es sich da tanzen! Aber nicht einmal geigen und tanzen zu dürfen, — es ist abscheulich!"

„Wie man nur so auf das Tanzen versessen sein kann," brummte Skandori unwillig. „Ich meine, du hättest schon genug getanzt in deinem Leben."

„Erinnerst du dich noch jener Nacht in den Karpathen, Hauptmann," sagte Bernhard lebhaft, „in der wir tranken und tanzten, bis in den hellen Tag

hinein, nachdem wir den Edelsitz in Brand gesteckt, und alle Taschen voll Gold trugen?"

Ueber Skandori's Gesicht zog es finster und drohend.

„Schweig, Dummkopf!" sagte er. „Wie oft hab' ich dir schon verboten, mich „Hauptmann" zu nennen? Wachtmeister bin ich, — ein ehrlicher Wachtmeister, — und der ist mehr werth, als der Hauptmann aller Räuberbanden Ungarns."

„Aber, Hauptmann, — oder vielmehr: Wachtmeister, — es war doch ein lustiges Leben, — denke oft daran."

„Den Schädel schlage ich dir ein, unverbesserlicher Mensch!" unterbrach ihn Mathias zürnend. „Danke Gott dafür, daß du aus einem Spitzbuben ein ehrlicher Kerl geworden bist. Und ein- für allemal, merk' dir's, — von den Karpathen will ich gar nichts mehr hören."

Skandori wandte ihm den Rücken.

„Gesund für dich!" sagte der Bärtige. „Mathias hat Recht. Die strenge Mannszucht abgerechnet, will ich zehnmal lieber ein ehrlicher Reiter, als ein schlechter Räuber sein."

„Ein schlechter Räuber? Jawohl," — sagte Bernhard. „Ich für mein Theil bin niemals ein schlechter

Räuber gewesen, — hab' mein Handwerk gut verstanden. Hab' übrigens meiner Königin das Räuberhandwerk abgeschworen, und versprochen, Soldat zu sein, — und das will ich, — basta!"

Er legte sich auf den Rücken und schlief.

Der Bärtige betrachtete noch immer das Geflügel.

„Wie gesagt, es ist unerträglich, am Tische hungrig sitzen und nicht essen dürfen," brummte er. „Will darum schlafen und von dem Braten wenigstens im Traume essen."

Er streckte sich auf das Moos nieder.

Skandori blickte in die mondhelle Nacht hinaus, deren Stille nur durch das Weiden der Pferde, und zuweilen durch das Geschrei der Nachtvögel unterbrochen wurde.

Am Saume des Waldes hin schritten zwei hohe Gestalten. Sie nahten Skandori's Standpunkt. Der Wachtmeister nahm eine ehrfurchtsvolle Haltung an, als eine der Gestalten auf ihn zutrat.

„Du hast doch den Teppich über meinen Rappen gelegt, Mathias? Er war naß geritten."

„Alles in Ordnung, Herr Graf!"

Skandori sah beiden Männern nach, welche den Hügel emporstiegen. In kurzer Zeit standen sie auf dessen Spitze.

„Dort habe ich eine Lichtung bemerkt, Trenk!“ sagte der Graf, mit der Hand die Richtung bezeichnend. „Von dort müssen wir die feindlichen Wachtfeuer sehen.“

Sie schritten eine Strecke schweigend unter den Bäumen hin. Jetzt betraten sie einen lichten Ort, der eine freie Umsicht gestattete. Gegen Westen brannten die Wachtfeuer der Franzosen in einer langen, von dem Hügelzuge begrenzten Kette.

„Ah, — sehr gut!“ sagte Trenk, nachdem er einen Blick auf die leuchtenden Punkte geworfen. „Der Franzose geht in die Falle, — er wird morgen angreifen.“

„In die Falle geht er?“ wiederholte Trenk's Begleiter im Tone des Zweifels. „Wie man es nimmt! Unser Corps beträgt zwanzigtausend Mann, — der Franzose ist dreißigtausend stark. Unsere Truppen sind durch Eilmärsche ermüdet, — der Franzose ist ausgeruht; denn er liegt schon vierzehn Tage auf demselben Flecke. Wäre die französische Großsprecherei nur halbwegs Wahrheit, Harcourt hätte gestern schon auf unser Corps losstürzen und es vernichten müssen.“

„Sie thuen dem Herzoge unrecht, Freund Boskay,“ sagte Trenk im Tone des Spottes. „Der wackere Mann wollte nur erst eine tüchtige Anzahl Oester-

reicher anrücken lassen, um sie dann auf einmal zu verspeisen."

„Vielleicht haben Sie in Wahrheit des Herzogs Absicht getroffen," versetzte Boskay.

Trenk erwiederte nichts. Er sah nach dem Höhenzuge hinüber, und der Mond blickte in das kampflustige Gesicht des berühmten Pandurenführers.

„Harcourt schlägt ohne Zweifel, — mit Tagesanbruch greift er an," sprach Trenk in freudiger Stimmung. „Sehen Sie nur, wie er seine Truppen zusammengezogen! Ha, — wir wollen ihn tüchtig in den Flanken packen!"

„In dieser Voraussicht wäre es gut, einige Stunden zu ruhen," sagte Boskay.

Sie kehrten zurück, und stiegen den Hügel hinab

„Apropos!" rief Trenk plötzlich. „Sie erhielten heute, oder vielmehr gestern, kurz vor dem Aufbruche, einen Brief aus der Heimath. Was gibt es Neues in Ungarn?"

„Der Brief kam aus Böhmen," antwortete Boskay kurz.

„Aus Böhmen? Ah, ich errathe, — vom Grafen Kyburg, — nicht?"

„Ja!" entgegnete der Magnat, in trüber Stimmung.

„Der Brief machte keinen angenehmen Eindruck," fuhr Trenk fort; „ich habe dies an Ihrem Gesichte deutlich bemerkt. Kyburg gab Ihnen doch keinen Korb?"

Der Graf blieb stehen, und sah den Frager erstaunt an.

„Sie wissen davon?"

„Werde doch die Herzensangelegenheiten meines Kriegskammeraden wissen," versetzte Trenk lächelnd. „Das Fräulein ist wirklich schön, — sehr schön, — hab' sie am Hofe einige Male gesehen," fuhr der Pandurenoberst in seiner geraden Weise fort. „Dabei hat sie eine Art von Sittigkeit und Bescheidenheit, die wirklich gewinnend ist. Wünsche Ihnen Glück, Boskay!"

„Ich darf Ihren Glückwunsch nicht annehmen, Trenk! So weit ist diese Angelegenheit nicht gereift, — wird vielleicht auch niemals so weit reifen."

„Also doch ein Korb?" stieß der Pandur etwas unwirsch hervor.

„Dies gerade nicht! — Hören Sie, Trenk! — Bevor der Feldzug am Rheine begann, eilte ich, wie Ihnen bekannt, auf kurze Zeit nach Wien. Offen gestanden, Agnes war es, die mich hinzog. Ich sah und beobachtete sie: — immer dieselbe engelreine Er=

scheinung. Ich zog Neigung und Verstand zu Rathe, und kam zu dem Schlusse, daß mir an der Seite dieses reizenden und tugendsamen Wesens ein glückliches Leben beschieden sein möchte. Zu einer Erklärung kam es aber nicht. Ich wollte zuerst der Zustimmung ihres Vaters sicher sein. Kyburg habe ich niemals gesehen, aber er wurde mir als ein strenger und sehr empfindlicher Mann geschildert. Da er sich auf seinen Besitzungen in Böhmen aufhielt, schrieb ich an ihn. Gestern erst kam die Antwort."

„Und was schreibt er?" fragte Trenk, als der Magnat zögerte. „Doch keine Absage? Donnerwetter, — ich würde dem Grafen nimmer gut!"

„Er weist meine Bitte gerade nicht zurück," antwortete Boskay. „Allein er spricht von den sehr ernsten Zeiten, die jeden Vaterlandsfreund nur an Kampf, aber nicht an zarte Verhältnisse denken lassen sollen. Er schreibt einige rühmende Worte über meine Thätigkeit und Theilnahme an dem Kampfe gegen die Feinde des Reiches. Endlich kommt er zu dem Schlusse, daß er meine Anfrage zur Befriedigung werde beantworten können, sobald Maria Theresia siegreich und ich der Gegenliebe seiner Tochter versichert sei."

„Nun, was wollen Sie denn mehr?" rief Trenk.

„Bevor zwei Monate vergehen, ist der Franzose aus Lothringen hinausgeworfen. Maria Theresia hat ein schönes deutsches Land dem Reiche zurückerobert. Und was den zweiten Punkt betrifft, so wird Ihnen die schöne Gräfin keinen Korb geben."

„Sie fassen den Brief, und auch die Verhältnisse, in einem etwas verschiedenen Sinne, wie ich," sagte Boskay trübe. „Uebrigens, — lassen wir den Gegenstand fallen. Vielleicht ist das Glück dennoch günstig, und mir ein Loos beschieden, das meine kühnsten Hoffnungen verwirklicht."

Sie waren durch das Wiesenthal und die Schlucht gegangen. Sie betraten einen herrlichen Hochwald, durch den sie eine Strecke hinschritten.

„Da ist ja unser Quartier," sagte Trenk, seinen Mantel auf dem Boden ausbreitend. Boskay folgte seinem Beispiele. Sie streckten sich nieder, und bald verriethen Trenk's tiefe Athemzüge, daß er fest eingeschlafen sei.

Boskay sah zu den dunklen Baumkronen empor, und träumte mit offenen Augen, bis auch ihn der Schlaf überraschte.

Herzog Harcourt hatte Stärke und Stellung des österreichischen Corps ausgekundschaftet. Da er sich in bedeutender Uebermacht wußte, und fürchtete, Prinz

Carl möchte weitere Streitkräfte heranziehen, so beschloß er, ihn anzugreifen und zu schlagen.

Am Tage zuvor hatten die Franzosen bereits Stellung genommen. Mit dem grauen Morgen rückten sie in aller Stille auf die Oesterreicher los. Letztere schienen wirklich überrascht, und des Feindes nicht gewärtig; denn sie zogen sich zurück. Immer hitziger drangen die Franzosen vor. Plötzlich hielten die Oesterreicher Stand. Ein blutiges Treffen begann. Unausgesetzt krachte das Pelotonfeuer, der Kanonendonner brüllte, und über der Landschaft lagerten die Wetterwolken der Schlacht. Unentschieden schwankte der Kampf. Harcourt bildete eine mächtige und tiefe Colonne, und bedrängte hart den linken Flügel der Oesterreicher. Diese wichen zurück, jedoch zögernd und in bester Ordnung. Da stürmten die Ungarn aus dem Hinterhalte hervor. Ungestüm griffen sie den rechten Flügel des Feindes in den Flanken an. In demselben Augenblicke drangen die zurückweichenden Oesterreicher vor. Die Franzosen geriethen in Verwirrung, und wurden zurückgeworfen. Harcourt verlor den Kopf und räumte mit großem Verluste das Schlachtfeld.

In derselben Nacht verließen die Franzosen ihre

feste Stellung bei Pfalzburg. Die Stadt wurde von den Oesterreichern besetzt.

Der folgende Tag war für die siegreichen Truppen ein Tag der Ruhe und des Vergnügens.

Prinz Carl verlangte im Dienste genaue Pünktlichkeit, und handhabte streng die Mannszucht. Dagegen gestattete er auch den Kriegern alle möglichen Erholungen. Er liebte ein frohes, munteres Soldatenleben, und nahm oft persönlich an den Vergnügungen Theil.

Unweit des Schlachtfeldes lagerten die Truppen auf freiem Felde. Hüte und Helme hatten sie mit Eichenlaub bekränzt. Die umliegenden Ortschaften hatten Speise und Trank in Fülle geliefert, wozu noch einige Wagen trefflichen Weines kamen, welche dem Feinde abgenommen wurden. Es entwickelte sich ein buntes, lebhaftes Getümmel auf dem Felde. Rauschende Musik wechselte mit Liedern und Tänzen.

Auf einer Anhöhe waren Pfähle in den Boden geschlagen und darüber Bretter gelegt worden, so daß Tische und Bänke entstanden. Die Tische waren mit Getränken und Speisen belastet. An den Tischen saßen in langen Reihen die Offiziere, unter ihnen Herzog Carl von Lothringen. Am Fuße des Hügels standen zwölf erbeutete Kanonen, die zuweilen ihren

Donner unter die Siegesfreuden mischten. In der nächsten Umgebung des Prinzen saßen Nadasti, Bärenklau, Wurmbrand, Menzel und andere berühmte Generäle. Die vorzüglichste Stimmung herrschte in der Gesellschaft. Die steife Haltung des Rangunterschiedes war brüderlicher Kammeradschaft und familiärer Vertrautheit gewichen.

Prinz Carl ließ eben wieder sein Auge über die schöne und reiche Landschaft hinschweifen.

„Ein prächtiges Land!" sagte er. „Das deutsche Reich ist wirklich einer seiner kostbarsten Perlen beraubt gewesen."

„Und das Volk durch und durch deutsch, — seine Sitten, seine Sprache, seine Denkweise," sagte Wurmbrand, ein kleiner starkgebauter Mann, mit hellen Augen und strengen Zügen. „Man hätte diese Perle längst zurückfordern sollen. Eine Schmach für Deutschland, wenn es sich von seinem Erbfeinde das Schönste rauben läßt."

Der Herzog nickte trübe.

„Mit der Lebenskraft eines Körpers ist es freilich schlecht bestellt," sagte er dann, „der sich die edelsten Glieder wegschneiden läßt. Hoffentlich macht die Gegenwart die großen Fehler der Vergangenheit wieder

gut, und löscht alle Schmach des deutschen Namens aus."

Von der Ebene herauf schallte, von einigen hundert Männerstimmen gesungen, eine ergreifende Melodie. Der lebhafte Verkehr unter den Offizieren verstummte. Alle lauschten der gewaltigen Weise.

Die Truppen sangen:

> Prinz Eugenius, der edle Ritter,
> Wollt' dem Kaiser wiedrum bringen
> Stadt und Festung Belgarad.
> Er ließ schlagen einen Brucken,
> Daß man konnt' hinüber rucken,
> Mit der Armee wohl für die Stadt.

„Wie rasch Prinz Eugen volksthümlich geworden, den das Volk so schön den „„edlen Ritter"" nennt," sagte Bärenklau. „In ganz Deutschland gibt es keine Stadt, kein Dorf, wo man nicht den Prinzen Eugen kennt, in Liedern nicht preist. Ein Beweis, wie ich glaube, daß jene gewaltigen und blutigen Kämpfe, welche das Haus Habsburg gegen den Halbmond geführt, dem innersten Leben und Denken des deutschen Volkes entsprangen."

„Sie haben Recht," entgegnete Nadasti. „Aber Ungarn ist kein deutsches Land, wie Lothringen. Und wenn gegenwärtig das Haus Habsburg alle Kräfte anspannt, dem Reichskörper ein getrenntes Glied wie-

der einzufügen, so ist Ruhm und Ehre dieses Kampfes politisch noch größer und für jeden Vaterlandsfreund noch begeisternder."

Quer über das Feld herüber sprengte ein Reiter gegen den Hügel heran. Die Offiziere bemerkten den stürmenden Reiter.

„Eine Stafette," hieß es.

Die Unterhaltung stockte; man beobachtete den Reiter.

Einige Minuten später lag eine Depesche in der Hand des Herzogs von Lothringen. Bange Ahnung hatte die Anwesenden ergriffen. Der Prinz lößte sogleich das Siegel, und Aller Augen hingen erwartungsvoll an den Mienen des Lesenden. Dieser sprang heftig empor. Sein Angesicht wurde leichenblaß. Er ließ beide Arme schlaff herabhängen, und seine Augen blickten wie verzweifelt zum Himmel.

Die Offiziere waren alle aufgestanden; sie umdrängten den Herzog. Keiner that eine Frage; jeder fürchtete den Inhalt der verhängnißvollen Depesche.

„O Himmel und Erde," stieß der Prinz wild hervor. „Hat der Himmel keine Blitze mehr, die Ruchlosigkeit zu zermalmen? Trägt die Erde, — die deutsche Erde noch länger diesen Dämon Deutschlands? — Meine Herren, — hören Sie: — die Armee er-

hält Befehl, schleunigst heimzukehren, weil — der König von Preußen mit neunzigtausend Mann in Böhmen eingefallen ist."

Wie ein Blitzstrahl fuhr diese Kunde unter die Anwesenden. Anfänglich standen sie starr vor Ueberraschung, dann glühten ihre Gesichter und ihre Augen flammten. Trenk drehte sich, wie von Sinnen, auf dem Absatze herum, wobei er die gräßlichsten Verwünschungen gegen Friedrich von Preußen ausstieß.

„Ein vaterlandsverrätherisches, — ein wahrhaft höllisches Beginnen," rief Wurmbrand. „Ja, dieser Preußenkönig ist in Wahrheit „„Deutschlands Dämon."" Sein ganzes Sinnen und Trachten geht nur dahin, Deutschland zu spalten, in Schmach und Schande zu stürzen."

Bärenklau starrte finster vor sich hin, wobei er den Griff des Reitersäbels krampfhaft umspannt hielt. Wie er, so standen Viele, — schweigend, hinstarrend, wie vom Krampfe befallen.

Herzog Carl hatte seine Fassung wieder gewonnen.

„Meine Herren," sprach er, „ich achte die Gefühle, welche Sie gegenwärtig bewegen. Die deutsche Sprache hat keine Ausdrücke, um die schmachvolle Handlung eines deutschen Fürsten zu bezeichnen, der ein deutsches Heer, welches im Begriffe steht, deutsche Pro-

vinzen zurück zu erobern, in seiner Siegesbahn aufhält. Welch ein deutscher Fürst, — der besiegelte und beschworene Verträge bricht, um dem Reichsfeinde helfende Hand zu reichen! Wohlan, — folgen wir dem Befehle unserer Königin! Aber, meine Waffenbrüder, all' die Gefühle, welche uns gegenwärtig bewegen, mögen uns noch lebhafter bestürmen, wenn wir dem verrätherischen Preußenkönige gegenüber stehen."

Mit Blitzesschnelligkeit hatte sich die Kunde unter den Truppen verbreitet. Die Lieder verstummten, die Ungarn tanzten nicht mehr, alle Siegesfreude war erstickt.

Unverzüglich begann der Rückmarsch. Von den nachdrängenden Franzosen verfolgt, gingen die Oesterreicher über den Rhein, und rückten in Eilmärschen gegen Böhmen.

Der kranke König Ludwig war mittlerweile durch den „Doctor" wirklich gerettet worden. Die Hofärzte gestatteten ihm, seine Künste an dem von ihnen aufgegebenen Monarchen zu erproben. Der Doctor reichte ihm eine sehr starke Gabe von Brechweinstein.

Die Wirkung war sehr heftig, aber der König gerettet. Am 17. August erklärte der aus Paris angelangte Arzt Dumoulin den König außer aller Gefahr [1]).

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 252.

VI.

Die böhmische Canaille.

Das Manifest.

Von drei Seiten fielen die Preußen in Böhmen ein.

Friedrich kam mit großer Macht. Er verglich sein Heer mit der unüberwindlichen Armada Philipps II. Böhmen sollte rasch verschlungen und Oesterreich überschwemmt werden.

Achtzigtausend Preußen umzingelten Prag. Graf Harsch hatte diese wichtige Stadt mit neuntausend Landwehr-Männern besetzt. Am zehnten September wurden die Laufgräben eröffnet. Schwere Geschütze überschütteten die Stadt mit Voll- und Hohlkugeln. Prag gerieth in Brand. Nach acht Tagen übergab Harsch die Veste.

Der König schrieb an den Minister Podevils:

„Sie ist über, diese Stadt, von der man so viel Aufhebens machte und sagte, daß ich sie nicht so geschwind erobern würde, als ich mir einbildete [1]."

---

1) Gfrörer, Gesch. des XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 274.

Podevils empfing die Siegesnachricht sehr kühl. Er hatte den Krieg entschieden abgerathen, weil sein Gerechtigkeitsgefühl diesen neuen Ueberfall Oesterreichs verdammte.

„Sie ist über, — ja!“ sagte der Minister. „Eine geringe Besatzung wurde durch eine gewaltige Armee erdrückt. Prag ist über, Böhmen ist aber nicht über. Der König wird zur Einsicht kommen, daß meine Rathschläge dennoch klug gewesen, wenn er auch nicht zugeben will, daß sie gewissenhaft waren.“

Unaufhaltsam drang der König vor. Teyn, Frauenburg, Tabor und Budweis ergaben sich. Allenthalben ließ er dem Kaiser huldigen; denn Friedrich hatte zum Schutze deutscher Freiheit die Waffen ergriffen. Der getreue Vasall des deutschen Reichsoberhauptes kämpfte gegen die ungehorsame, gesetzlose Königin von Ungarn. Nicht der König von Preußen, sondern der Kurfürst von Brandenburg kam nach Böhmen in der uneigennützigsten Absicht: — zur Herstellung des kaiserlichen Ansehens, zur Begründung der Ruhe und des Friedens im Reiche.

Dies Alles verkündete Friedrichs Manifest, welches seinen Ueberfall Böhmens begleitete.

Von seinem Vertrage mit dem westlichen Reichsfeinde zur Vernichtung Oesterreichs, — von seiner

Absicht, die deutsche Armee an der Wiedereroberung Lothringens und des Elsasses zu hindern, sagte das Manifest nichts.

Von dem geheimen Vertrage mit dem Bayer, wonach Böhmen von Oesterreich getrennt, zwischen Preußen und Bayern getheilt werden sollte, — sagte das Manifest auch nichts.

Indem der Kurfürst von Brandenburg in Böhmen einfiel, handelte er nach den Pflichten des gewissenhaften Reichsfürsten. Friedrichs Truppen waren nicht preußisch, sondern kaiserlich.

Seinen Abgesandten, den Grafen Dohna, ließ er zu Wien erklären:

„Vermöge der Pflichten, womit der König dem Reiche und dessen Oberhaupt zugethan ist, kann er nicht umhin, dem Kaiser eine Anzahl seiner Truppen als Hilfsvölker zu überlassen. Kein patriotischgesinnter Kur- und Reichsfürst darf leiden, daß man nicht nur das Reichsoberhaupt seiner Erblande beraubt, sondern auch dessen Truppen von deutschem Boden verjagt, und ihn gleichsam mit Stumpf und Stiel davon ausrottet [1])."

Tabor wurde eben von den Preußen besetzt. Am

---

1) K. A. Menzel, Bd. X. S. 438.

folgenden Tage prangte an allen Straßenecken Friedrichs Manifest.

Die Bürger lasen das Manifest. Sie schüttelten die Köpfe und staunten. Bisher wußten sie nicht, daß ihre Königin eine gesetzlose, eidbrüchige Frau sei.

Eine Bürgergruppe hatte sich in einer der belebtesten Straßen versammelt. Ihre Augen hingen an dem Riesenplakat und verschlangen die Erklärung des Preußenkönigs. Sie lasen das Manifest zu Ende, und begannen wieder von Neuem; denn die gedruckten Worte klangen gar zu ungeheuerlich und seltsam.

Manche betrachteten mit geistlosem Auge die Schrift, welche ihnen nicht das Mindeste verrieth; denn die guten Leute konnten nicht lesen.

„Laut vorlesen!“ rief plötzlich eine Stimme.

Das Verlangen fand Beifall.

„Laut vorlesen!“ rief es in der Runde.

Ein Bürger entsprach diesem Wunsche.

„„Alle meine Bemühungen, den Frieden herzustellen, sind vergeblich gewesen,““ las der Böhme. „„Maria Theresia hat mit Eiden gespielt, die Friedensanträge des Kaisers Carl's VI. übermüthig verworfen. Sie und ihre Verbündeten gehen mit dem Plane um, die deutsche Freiheit in Fesseln zu schlagen, Reichslehen und Bisthümer an England als

Entschädigung für Kriegskosten zu verschleudern[1]). — Ich glaube, die mir von Gott anvertraute Macht, zum Schutze des von Oesterreich schwer bedrohten Vaterlandes, verwenden zu müssen. Für mich verlange ich Nichts und habe kein persönliches Interesse, sondern ergreife die Waffen nur für die Freiheit des Reiches, die Würde des Kaisers und die Ruhe Europa's. — Friedrich[2]).““

„Donnerwetter, — das ist ja Alles gelogen!“ rief ein Bürger entrüstet. „Ich kenne die Geschichte von Anfang, und was der Preußenkönig von Maria sagt, das gilt Alles ihm. Er hat mit Eiden gespielt, — er bedroht das Reich und die Freiheit, — er will Alles in den Sack stecken!“

„Ist der Kaiser denn nicht gestorben?“ fragte ein Anderer. „Was redet der König von einem Kaiser? Sollen wir einem todten Kaiser huldigen?“

„Carl VI. ist todt, aber die Fürsten haben Carl VII. gewählt,“ hieß es.

„Die Wahl Carl's VII. ist ungiltig,“ rief eine

---

1) In Wahrheit hatte Friedrich einen Plan zur Säkularisirung der Bisthümer und geistlichen Stifte entworfen, und denselben ausführlich mit Voltaire besprochen. Lettre du 8. Oct. 1743.

2) Gfrörer, Bd. III. S. 272.

Stimme; „denn Böhmen hat nicht gewählt, und Böhmen muß bei jeder Kaiserwahl dabei sein."

„So ist's! Die Franzosen allein haben den neuen Kaiser gemacht, und wir mögen keinen französischen Kaiser."

In der Nähe standen preußische Unteroffiziere, die Aeußerungen der Bürger belauschend. Sie traten zur Gruppe heran. Die Unterhaltung verstummte.

„Das versteht ihr nicht, Leute, — Carl VII. ist nach Recht und Herkommen gewählt," kommandirte der Feldwebel, seinen Schnurrbart streichend. „Die Kurstimme von Böhmen war nicht dabei, — thut aber gar nichts. Auf eine Stimme kommt es nicht an. Die deutschen Fürsten haben zu Frankfurt den Kaiser gewählt, — aber nicht die Franzosen. Ganz Deutschland huldigt Carl VII., — nur Maria Theresia nicht, weil sie ein halsstarriges Weib ist. Sie hat den Kaiser mit Krieg überzogen und ihm seine Erblande weggenommen, — dafür muß sie gezüchtigt werden."

„Das ist nicht wahr!" sagte ein Bürger. „Franzosen und Bayern sind zuerst in Oesterreich eingefallen, um zu rauben und zu stehlen. Unsere Königin hat die Feinde abgewehrt und besiegt, — das kann ihr Niemand verdenken."

„Das versteht ihr wieder nicht!“ befahl der Soldat. „Die Sache ist so: — Carl VII. rückte mit seinen Verbündeten, den Franzosen, nach Oesterreich, um die rebellische Königin von Ungarn Gehorsam zu lehren. Und jetzt sind wir zu euch gekommen, um euch Gehorsam zu lehren. Unser König ist Kurfürst von Brandenburg, er muß seine Schuldigkeit thun, — und er thut sie. Die Wohlfahrt Deutschlands liegt ihm sehr am Herzen, — er will Frieden im Reiche und Gehorsam gegen den Kaiser.“

Die Bürger steckten die Köpfe zusammen. Sie murmelten unverständliche Reden und gingen schweigend auseinander.

Unter dem Zwange starrender Bajonette und dräuender Kanonenschlünde, huldigte Tabor dem neuen Kaiser.

Die Preußen rückten weiter, aussaugend und brandschatzend. Ende September nahten sie der österreichischen Grenze. Hier blieb Friedrich stehen, und sah erwartungsvoll nach Ungarn hinüber. Er hoffte, die von ihm dort angezettelte Revolution in lichten Flammen emporlodern zu sehen, und dann, durch die rebellischen Ungarn unterstützt, in Oesterreich einzubrechen.

Der König hatte nämlich, zwei Monate zuvor,

eine Proklamation an die protestantischen Ungarn erlassen. Abermals erhob er die Fahne des „freien Evangeliums" gegen das katholische Oesterreich. Die Proklamation erklärte den Ungarn, daß der König von Preußen Schirmherr des Protestantismus sei. Alle Protestanten wurden aufgefordert, gegen das Haus Habsburg die Waffen zu ergreifen.

Die Proklamation brachte eine große Bewegung hervor. Der alte Palatin, Graf Palfy, ein kluger, einsichtsvoller Mann, von dem Volke hoch geachtet, richtete eine feurige Ansprache an die Ungarn. Zugleich berief er eine Versammlung nach Preßburg. Mit der Proklamation Friedrichs in der Hand, trat er vor die Magnaten. Er las die Proklamation, — dann sprach er:

„Ich finde keine Worte, um meine Entrüstung über diese Schmähschrift auszudrücken. Ihr wißt es Alle, daß Maria Theresia, unsere fromme und gnädige Landesmutter, alle von den Vorfahren überlieferten Landesfreiheiten anerkannt und bestätigt hat. An uns liegt es nun, Freiheit und Religion gegen den tückischen Preußenkönig zu vertheidigen. Schlesien, wo dieser despotische Fürst die Freiheiten und Vorrechte der Fürsten, Stände und Bürger umgestürzt, — wo er die Vornehmsten des Landes nach Tartaren-Art in

Ketten und Banden bis in die entlegensten Länder wegführen ließ, — wo er den begüterten Einwohnern ihre Kinder, den Ehemännern ihre Weiber geraubt und sie Andern gegeben hat, — Schlesien kann uns zum Beispiele dienen, was Ungarn zu gewärtigen hat, wenn es diesem Eroberer in die Hände fällt[1])."

Palfy's Ansprache entflammte die Gemüther. Alles griff zu den Waffen. Friedrich, an der Grenze lauschend, erhielt Kunde, daß Ungarn rüste, — aber nicht gegen das Haus Habsburg, sondern gegen ihn. Zugleich erfuhr er, daß Prinz Carl mit seinem aus Frankreich zurückeilenden Heere im nördlichen Böhmen eingedrungen sei.

Augenblicklich kehrte Friedrich um, und rückte den Oesterreichern entgegen.

Auf dem Rückzuge wurden die Brandschatzungen nicht vergessen, sondern mit Gewalt eingetrieben. Das südliche Böhmen sollte gründlich ausgesaugt, dagegen Bunzlau, Leitmeritz, Pardubitz, Königsgrätz und andere Kreise geschont werden, weil diese Kreise, nach dem Geheimvertrage mit Carl VII., an den eifrigen Kurfürsten von Brandenburg sollten abgetreten werden[2]).

---

1) Genealogisch-historische Nachrichten. Theil LXVII. S. 373.
2) Histoire de mon temps. II. c. IX.

Eben wurde die Stadt Milin gebrandschatzt. Fünfzehntausend Thaler sollte sie bezahlen. Angesichts der Bajonette griffen die erschreckten Bürger in die Taschen; aber nicht Alle. Zu den Ungehorsamen gehörte Herr von Benatek. Dieser Edelmann erklärte, dem preußischen Eroberer keinen Pfennig geben zu wollen.

Oberst Wartenberg, von dessen Regiment beiläufig sechshundert Mann zu Milin lagen, ein übermüthiger Soldat, kannte den Ausspruch seines Königs:

„Man muß die böhmische Canaille zur Raison bringen!"

Diesem Ausspruche gemäß handelte Wartenberg.

„Ich will jenen halsstarrigen Böhmen zur Raison bringen," sagte er. „Fünfzehn auf's Leder, — und am folgenden Tage dreißig, wenn er nicht zahlt. Die Hiebe müssen öffentlich aufgezählt werden, damit die böhmische Canaille Ernst sieht."

Ein Soldatentrupp erschien vor der Wohnung des Freiherrn. Diese Wohnung lag außerhalb der Stadt, von Gärten und schönen Anlagen umgeben. Der Offizier begab sich in das Haus, begleitet von einem Feldwebel und drei Gemeinen mit aufgepflanzten Bajonetten.

Die Soldaten standen, Gewehr beim Fuße, in dem großen Hofe, der sich mit Leuten aus Milin an-

füllte. Vor den Soldaten stand eine Bank, zu beiden Seiten der Bank standen Corporäle mit schwunghaften Stöcken in den Händen.

Die Leute sahen erwartungsvoll nach den Fenstern des herrschaftlichen Hauses, Besorgniß und Theilnahme in den Gesichtern; denn Herr von Benatek war allgemein beliebt und die preußische Tyrannei nicht minder verhaßt.

Unter den Zuschauern befand sich ein Bettler, dessen Benehmen dem genauen Beobachter auffallen mußte. Er trug einen schmutzigen geflickten Kittel, auf dem Kopfe einen Hut, und auf der Schulter einen Sack mit Brodstücken. Er ging an einer Krücke, und schleifte das linke Bein nach. Das Bein war sehr angeschwollen, der Fuß verkrüppelt und verwachsen. Kein Mensch achtete auf den Bettler, der sich bis in die Nähe der Soldaten vordrängte, und dort, auf seine Krücke gestützt, stehen blieb. Der Bettler hatte starke Fäuste, breite Schultern, lebhafte Augen und eine zwar gebräunte aber gesunde Gesichtsfarbe, — was Alles mit dem Krüppel, welcher an der Krücke ging, nicht harmonirte. Den Hut zog er tief in das Gesicht herab, und zuweilen schossen aus den dunklen Augen Blicke des tödtlichsten Hasses auf die Soldaten.

Unter dem Eingange des Hauses erschien eben,

in Mitte der Soldaten, Herr von Benatek. Festen Trittes schritt er über den Hof nach der Bank hin. Sein Blick war trotzig, aber sein Gesicht sehr bleich. Als er jetzt das Auge nach den Fenstern seiner Wohnung erhob, und dort die weinenden Töchter und die händeringende Gattin gewahrte, zuckte es schmerzhaft durch seinen Körper, der trotzige Blick wurde weich und thränenschwer.

Der Lieutenant bemerkte mit Zufriedenheit die zahlreichen Zuschauer.

„Ihr Leute,“ rief der Offizier, „weil Herr von Benatek die geforderte Schatzung nicht zahlen will, darum erhält er für's erste Mal fünfzehn Prügel, zum warnenden Beispiele für Alle, die gleichen Starrsinn und Ungehorsam zeigen gegen unseren allergnädigsten König.“

Benatek erhob das gebeugte Haupt.

„Ihr Bürger von Milin!“ sprach er. „Urtheilt selbst, ob der König von Preußen das Recht hat, Geld von uns zu erpressen. Niemand sind wir Steuern und Gehorsam schuldig, als der rechtmäßigen Königin, Maria Theresia. Für sie gebe ich Gut und Leben,“ —

„Still, — schweigen Sie,“ unterbrach ihn der Lieutenant zornig. „Vorwärts, — exekutirt!“

Benatek wurde auf die Bank gelegt und sein Ober-

kleid hinaufgezogen. Soldaten hielten ihn an Schultern und Beinen fest. Die zwei Corporäle, mit den langen Stöcken in den Händen, traten heran. Auf einen Wink des Offiziers holten sie weit aus; die sausenden Hiebe fielen auf den zuckenden Leib des Freiherrn nieder. Die Streiche erfolgten mit genauer Regelmäßigkeit. Die Stöcke pfiffen taktmäßig und die Hiebe wiederhallten an dem gegenüberliegenden Hause, in dem sie grelle Schmerzenslaute weckten.

Die Leute aus Milin, tief ergriffen, sahen erschreckt auf den Vorgang, und wenn aus dem Hause die Laute des Schmerzes klangen, blickten sie entsetzt hinüber. Viele weinten. Andere wandten sich mit Abscheu hinweg, und gingen voll Grimm, heftige Verwünschungen murmelnd, aus dem Hofe.

Als die ersten Streiche niedersausten, schien der Bettler plötzlich von seiner Lahmheit geheilt; denn er stand auf zwei Füßen, die Rechte fuhr unter den Kittel, und der Griff einer Waffe wurde sichtbar. Die breitschulterige Gestalt, mit den flammenden Augen und dem grimmigen Gesichte, glich einem Tiger, der sich anschickt, auf den Feind loszustürzen. Diese Haltung war jedoch eine rasch vorübergehende. Sie war das unbewachte Aufzucken plötzlicher Entrüstung. Im

Augenblicke war der grimme Tiger abermals in das hinkende Lamm verwandelt.

„Fünfzehn — voll!" rief der Corporal.

„Sie können aufstehen!" sagte der Offizier.

Benatek erhob sich langsam. Sein schmerzlich verzogenes Gesicht war glühend roth. Er taumelte. Ein Blick auf die Fenster gab ihm eine sichere Haltung.

„Haben Sie morgen nicht bezahlt, erhalten Sie dreißig Hiebe," sagte der Lieutenant.

Der Freiherr ging mit ziemlich festen Schritten nach seinem Hause, unter dessen Eingang er in die Arme seiner Frau sank.

Die Leute strömten aus dem Hofe, ruhig, tiefgebeugt, als kämen sie vom Grabe.

Zuletzt marschirten die Soldaten ab.

Der Bettler saß auf der Schwelle des Hofthores und sah den abziehenden Soldaten nach. Er that dies weder mit der Gleichgiltigkeit des Bettlers, noch mit dem Lebensunmuthe des Krüppels, sondern ganz mit dem Ausdrucke eines tapfern Kriegers, welchen die Lust beschleicht, den überlegenen Feind anzufallen.

„Was hat es da gegeben?"

Der Lahme sah empor. Ein Mann, in der Tracht vermögender Bürger, stand vor ihm. Dennoch war

der Mann offenbar kein Bürger. Sein vornehmes Wesen und die gebietende Haltung ließen sich durch Bürgertracht nicht verbergen. Sogar der Bettler sah dies. Er zog den Hut und wollte mühsam aufstehen.

„Bleib' nur sitzen! Kannst mir auch sitzend sagen, was hier geschehen ist."

„Nun, — es gab Prügel, Herr!"

„Prügel? Ha!" stieß der Fremde hervor und seine Augen flammten.

Der Lahme gewahrte den lodernden Zorn und lächelte.

„Ich kann dem Herrn sagen, daß die Preußen das Prügeln ausgezeichnet verstehen. Hab' selber zugesehen. Es geht im Takt, Herr!"

„O ja, — die Preußen verstehen das so gut, wie der Henker das Hängen. Ist auch kein großer Unterschied zwischen Beiden. — Und wen haben sie geprügelt?"

„Den Herrn da drinnen!"

„Benatek?" rief der Fremde heftig.

„Sei der Herr deßhalb nur ganz ruhig! Die Prügel scheinen dem Herrn nicht besonders wehe gethan zu haben. — Ich bin ein armer Mann, — ein Krüppel, Herr!"

Der Unbekannte griff in die Tasche. Ein Goldstück flog in den Hut des Lahmen.

„Gott vergelte, — Gott segne es dem Herrn!“ rief der Bettler dem Almosengeber nach, welcher in großen Schritten über den Hof eilte und in dem herrschaftlichen Hause verschwand.

Ein Knecht, der sich dem Hofthore nahte, war grüßend an dem Fremden vorübergegangen.

„Da sieh' mal her,“ rief ihm der Lahme zu, „was mir der Herr gegeben hat! Ein Goldstück, — ein doppeltes Goldstück! Wer mag der gute, fromme Herr nur gewesen sein?“

„Du bist nicht aus der Gegend,“ sagte der Knecht, „sonst müßtest Du den Grafen Kyburg kennen.“

„Kyburg heißt er?“ wiederholte der Bettler, in hohem Grade überrascht.

„Freilich Kyburg, — Graf Kyburg! Der beste Freund meines guten Herrn, den die Preußen eben geprügelt haben.“

„Da hat ja dein Herr einen Freund, dessen Namen einen hellen Klang hat in ganz Oesterreich,“ sagte der Lahme. „Oder ist das nicht derselbe Graf Kyburg, dessen Tochter Kammerfräulein ist bei unserer Königin?“

„Allerdings, — Agnes, die schöne Agnes! — Woher weißt Du denn das?“

„Warum sollt' ich das nicht wissen? Wir armen Leute kommen überall herum. — So — so, das war der Graf Kyburg!"

Der Knecht ging weiter.

Der Krüppel nahm seine Krücke und hinkte der Stadt zu. Er schlenderte durch verschiedene Straßen, stand bald da, bald dort, betrachtete die Soldaten und horchte auf ihre Reden. Vor dem Hause, worin Oberst Wartenberg wohnte, blieb er längere Zeit stehen. Er beobachtete die Aus- und Eingehenden. Unter diesen auch den Grafen Kyburg, in Begleitung eines Bedienten, welcher die Livré des Freiherrn von Benatek trug. Sodann hinkte er weiter, und setzte sich in der Nähe einer Straßenecke nieder, an der Friedrichs Manifest angeklebt war. Der Bettler zog ein Stück Brod aus dem Sacke, und verzehrte es, wobei er nicht unterließ, genau auf Alles zu achten, was um ihn vorging.

Bürger lasen das Manifest. Es kamen immer Mehrere, so daß ein dichter Knäuel vor demselben stand. Plötzlich erhob sich ein Arm aus dem Knäuel. Das Manifest war verschwunden.

In demselben Augenblicke gingen einige Offiziere vorüber.

„Donnerwetter, — dort seht!" rief es.

In zwei Sprüngen stand der Offizier vor den bestürzten Bürgern.

„Wer hat es gethan? Wer hat das Manifest abgerissen?“ schnaubte der Soldat.

Keine Antwort.

„Dann seid Ihr Alle verantwortlich! Ihr Alle seid verhaftet! Wartet nur, — die böhmische Canaille soll zur Raison gebracht werden!“

Die Gruppe theilte sich. Kyburg stand vor dem grimmigen Mann der Waffen.

„Ich habe das Manifest abgerissen,“ sagte er ruhig.

„Er? Wer ist Er?“

„Ich bin der Graf Kyburg!“

Der Soldat griff unwillkürlich an seinen Hut.

„Ah, — thut mir leid! Herr Graf, ich muß Sie verhaften. Folgen Sie mir!“

Dem Lahmen war kein Wort und kein Umstand des Vorfalles entgangen. Während die Bürger in tiefster Niedergeschlagenheit dem Verhafteten nachblickten, folgte er in geringer Entfernung, bis der Offizier mit Kyburg in der Wohnung des Obristen verschwand.

„Ein Arrestant?“ — hörte der Bettler einen Offizier fragen.

„Zu dienen, Herr Hauptmann!“ antwortete der

Gefragte. „Und zwar ein bedeutungsvoller Arrestant, — Graf Kyburg.“

„Was hat er gethan?“

„Des Königs Majestät Manifest abgerissen.“

„Was? Ei, — das ist doch stark! Dieser Griff wird dem Grafen das Leben kosten. Das Manifest der Majestät abreißen, — in der That freventlich!“

„Ganz Ihrer Ansicht, Herr Hauptmann! Der König, ohnehin erbittert über die böhmische Canaille, wird den Grafen ohne Zweifel erschießen lassen.“

Der Lahme hing traurig den Kopf. So stand er eine Weile sinnend. Dann ging er.

Eine Viertelstunde später, trat der Bettler in das Haus des Freiherrn von Benatek. Im Gange hörte er die laute Stimme des Hausherrn. Die Stimme kam aus einem Zimmer, und zwar im Tone des Unwillens.

„Darum also hat Kyburg fünfhundert Thaler von mir geliehen?“ rief Benatek. „Er hat Unrecht, — durchaus Unrecht! Hätte ich die fünfhundert Thaler nicht selber zahlen können, wenn es keine Schmach wäre, dem preußischen Tyrannen die Kasse zu füllen? — Ich begreife Kyburg nicht!“

„Und ich begreife ihn sehr gut, Rudolph!“ sagte

Frau von Benatek. „Schrecken ergreift mich und Entsetzen, wenn ich an die Schläge denke! Diese Schläge hätten sich, an Zahl verdoppelt, so lange wiederholt, bis du bezahltest. Heute fünfzehn, — morgen dreißig. Sie hätten dich grausam getödtet!"

Thränen erstickten ihre Stimme.

„Nun ja, — sie hätten mich todt geschlagen, die Schergen des preußischen Despoten! Ich wäre unter ihren Streichen gestorben. — den schmählichen Tribut hätte ich aber nicht bezahlt. — Sei nur ruhig, Frau! Kyburg hat die Prügel abgekauft, — hier ist die Quittung. Und wenn der Preuße ganz Böhmen unter das Joch geschlagen, wird er nicht säumen, auch darüber eine Quittung auszustellen."

Es klopfte an der Thüre.

„Herein, — nur herein!" rief Benatek, immer noch erregt.

Der Lahme hinkte in das Zimmer.

„Verzeihung, Herr, wenn ich so ungeschickt da hereinkomme!"

Der Freiherr warf einen theilnehmenden Blick auf den Krüppel und zog die Börse.

„Deßhalb komm' ich nicht, Euer Gnaden! Wollte

dem Herrn nur sagen, daß Graf Kyburg eben von den Preußen verhaftet wurde.“

Dem Freiherrn entfiel die Börse. Er starrte den Lahmen sprachlos an.

„Der Graf wurde verhaftet, weil er die Predigt des Preußenkönigs abgerissen, die an allen Straßenecken klebt.“

„Um Gotteswillen! Kyburg verhaftet!“

„Ich hörte, wie Offiziere sagten, daß der gute Graf todt geschossen werde. Sie haben ihn zu dem Obersten geführt. Wenn nun Eure Gnaden etwas für den armen Grafen thun wollten,“ —

„Ob ich etwas für ihn thun will, — für meinen Freund Kyburg? Mein Vermögen, mein Leben für ihn! Frau, — rasch, meinen Hut, meinen Rock!“

Er rannte aus dem Zimmer.

Einige Minuten später eilte Benatek nach der Stadt.

Der Bettler saß vor dem Thore, an derselben Stelle, wo ihm Kyburg das Goldstück gegeben. Er saß dort eine Stunde und darüber, bis der Freiherr zurückkam.

„Sie haben nichts ausgerichtet, Herr!“ sagte der Lahme, in das trostlose Gesicht des Edelmannes blickend.

Benatek blieb stehen, bewegte schwermüthig das Haupt, und sah, wie von Sinnen, immer vor sich hin.

„Nein, — nichts ausgerichtet!“ sprach er tonlos. „Kyburg wird erschossen.“

Des Lahmen Augen funkelten.

„So schnell wird's gerade nicht gehen mit dem Erschießen,“ sagte er. „Der Preußenkönig ist zwar fix mit Prügeln und Erschießen. Aber einen Grafen, denk' ich, wird er ohne Proceß nicht erschießen lassen.“

„Ohne Proceß, — der Tyrann!“ entgegnete Benatek, und jetzt kam Leben in seine todten Züge. „Morgen geht eine Stafette in des Königs Quartier. Bis zum Abend ist die Stafette zurück. Uebermorgen wird Kyburg erschossen, weil er die große Lüge, die schändliche Heuchelei, den frechen Hohn des preußischen Eroberers von der Wand gerissen.“

„So, — so, — eine Stafette geht morgen früh an den König,“ sagte der Bettler nachdenkend. — „Sie haben den Grafen doch besucht?“

„Wurde mir abgeschlagen. Erst morgen darf ich ihn besuchen.“

Der Krüppel blickte vorsichtig umher.

„Sagen Sie also morgen dem Grafen,“ flüsterte er, „der Vortrab des österreichischen Heeres stünde keine zwölf Stunden von Milin. Sagen Sie ihm,

Boskay's Rothmäntel und Trenks Panduren bildeten die Vorhut, — und Boskay werde den Vater der schönen Agnes nicht erschießen lassen."

Benatek betrachtete überrascht den Lahmen. Dieser legte seinen Finger auf den Mund und hinkte fort.

Die letzten Wünsche.

Jeden Morgen ritt eine Stafette von Milin nach Dobrzisch, in des Königs Quartier. Die Stafette verließ mit Sonnenaufgang Milin, und kehrte mit Sonnenuntergang dahin zurück. Zu den täglichen Berichten des Obristen Wartenberg gehörten die Nachweise, über die pünktliche Entrichtung der auferlegten Brandschatzungen. Wartenberg brandschatzte nicht blos Milin, sondern alle Dörfer, Schlösser und Weiler der ganzen Umgegend. Er hatte ähnliche Instruktionen in der Tasche, wie Oberst Kaub, als Friedrich die „mährischen Hühner" rupfte. Böhmen, so weit dies an den Bayer Carl Albert fiel, sollte gründlich ausgesaugt werden.

Der Preußenkönig bedauerte nur, daß ihn die Armee des Prinzen Carl in dieser angenehmen Beschäftigung störte.

Neben den gewöhnlichen Schriften trug die Stafette heute auch Wartenbergs Bericht, über das Vergehen des Grafen Kyburg.

„Indem ich Ew. Majestät diesen unerhörten Fall gehorsamst rapportire," schrieb der Obrist, „bemerke ich zugleich, daß der Freiherr von Benatek, ein reicher Gutsbesitzer, sein ganzes Vermögen angeboten für des Grafen Freilassung. Sintemal jedoch besagter Graf Kyburg zu den thätigsten und angesehensten Leuten der böhmischen Canaille gehört, dürfte Ew. Majestät etwa doch für gut finden, ihn erschießen zu lassen."

Die Stafette ritt in raschem Trabe auf der Straße dahin. Um die Schultern trug sie eine lederne Tasche mit den Papieren.

In der Ferne wurde ein kleiner Punkt sichtbar. Der Punkt wurde immer größer, und entwickelte sich allmählig zu einem Menschen, der mühsam auf der Straße forthinkte. Der Weg war an jener Stelle sehr schlecht, sandig, durch Kanonen und Munitionswagen tief ausgefahren. Der Preuße ritt im Schritte. Er betrachtete den Lahmen, dessen Krücke bei jedem Tritte tief in den Sand einbrach, und der kaum vom Platze kam. Als die Stafette dicht hinter ihm war, hinkte er bei Seite und ließ den Reiter vorüber. Kaum war dies geschehen, als der Bettler Sack und Krücke fallen ließ. Rasch fuhr er unter seinen Kittel, es knallte ein Schuß, und der Reiter, mitten durch Rücken und Brust geschossen, stürzte leblos vom Pferde.

Der scheinbar Lahme lief schnell heran, zog die Tasche von des Todten Schultern und hängte sich dieselbe um. Sodann legte er den Bettelsack auf das Pferd, nahm seine Krücke, schwang sich auf das Thier, und sprengte gegen Westen über das Feld hin, wo er bald in einem Walde verschwand. —

In derselben Stunde besuchte Benatek den gefangenen Grafen. Beide Freunde umarmten sich, — Kyburg gefaßt, der Freiherr tief bewegt, mit Thränen in den Augen.

„Du hast sicher schon alle Schritte gethan zu meiner Rettung," sagte Kyburg mit einem hellen Blicke auf den Freund. „Aber ich weiß," setzte er trübe bei, „daß es vergebens ist."

„Und ich habe die beste Hoffnung! Der Preuße ist geldgierig, — mein ganzes Vermögen bot ich für deine Freilassung."

„Dein hohes Angebot ist nicht zu groß für deine edle Freundschaft. Ich danke dir, Rudolph! — Aber ich kenne den Tyrannen. Vor den Augen des Volkes sein Lügen-Manifest vernichten und straflos bleiben, ist eine Unmöglichkeit. Nur Blut kann dieses Majestätsverbrechen sühnen. Er wird mich erschießen lassen. Immerhin! Die That reut mich keinen Augenblick. Sie entsprang meiner Treue gegen Maria Theresia,

meiner Entrüstung über Friedrichs Gewissenlosigkeit, und meinem Zorne, über die politische Ruchlosigkeit jenes Depoten."

Dies Alles sprach Kyburg ruhig. Nur sein Auge leuchtete.

„Ich erfuhr," sagte Benatek, „daß Prinz Carl anrücke. Sein Vortrab steht kaum zwölf Stunden von hier."

Der Graf schüttelte das Haupt.

„Unmöglich! Prinz Carl wird und kann mein Retter nicht sein. Täusche Dich nicht Rudolph, — ich werde morgen erschossen. Benützen wir die kurze Frist."

Er schritt einige Male sinnend durch den düsteren Kerker. Benatek hatte Mühe, seine Bewegung zu beherrschen.

„Mein Testament ist fertig!" fuhr der Graf weiter. „Dir und allen getreuen Böhmen sei dessen Ausführung überlassen. Zuerst sei Dir unser Plan, zur Rettung Böhmens, auf das Gewissen gebunden. Du kennst die Niederlage des Preußen in Mähren: — derselbe Plan wird in Böhmen denselben Erfolg haben. Vollendet die Organisation des Aufstandes. Der Winter ist vor der Thüre. Der Preuße kann sich nicht halten, wenn ihm die Lebensmittel fehlen, wenn,

beim Nahen preußischer Truppen, das Landvolk die Dörfer verläßt, Vieh und Lebensmittel wegführt, Heu und Stroh vergräbt oder vernichtet. Bewaffnete Banden werden kleine Truppentheile anfallen und aufreiben. Führt alle Anfänge zu diesen Maßregeln entschlossen weiter, — Böhmens Befreiung wird euer Mühen lohnen."

Benatek hörte kaum des Grafen Worte, so mächtig umfing seinen Geist die Bestürzung über des Freundes Geschick. Als dieser der organisirten Banden erwähnte, richtete sich der niedergebeugte Freiherr plötzlich auf.

„Du bist gerettet, Otto, — Du bist gerettet!" rief er heftig.

Kyburg sah ihn verwundert an.

„Ei, — ei, Rudolph!" sprach er im Tone gelinden Tadels. „Während ich von der Befreiung des Vaterlandes zu Dir rede, denkst Du an meine Rettung. Ich wette, Du hast wenig oder gar nichts von meinen Worten verstanden."

„Laß dies, — höre mich an!" entgegnete Benatek eifrig. „Hundertfünfzig wohlbewaffnete Männer harren auf Deinen Besitzungen des Winkes zum Losbruche. Die Barone Skatsch, Poka und Bischitz stellen mindestens zweihundert. Die Bürger von Milin, im höchsten Grade über die preußischen Erpressungen

empört, werden sich anschließen. Wir bringen sicher siebenhundert Bewaffnete zusammen. In der Stadt liegen gegenwärtig kaum vierhundert Preußen. Die Uebrigen treiben in der Umgegend Brandschatzungen ein. Wir fallen über die Preußen her, machen sie nieder und befreien Dich."

„Besser könntest Du die Sache des preußischen Despoten nicht fördern, als durch einen verfrühten Losbruch," sagte Kyburg. „Gesetzt auch, ihr bewältigt die vier bis fünfhundert Preußen. Der König wird einige Regimenter schicken, die Stadt zu Grunde richten und in eurem Blute die Erhebung ersticken. Die Folge wäre die Entmuthigung des Landvolkes, die Vernichtung des im Entstehen begriffenen Aufstandes. — Die Preußen müssen sich durch ihre Gewaltthätigkeiten noch mehr verhaßt machen. Sie müssen die Böhmen zur Verzweiflung treiben, wie vor zwei Jahren die Mähren. Dann nimmt der Aufstand mächtige Verhältnisse an, — und selbst dann könnt ihr in offenem Felde das geschulte Militär nicht angreifen. Ihr könnt dem Eroberer nur dadurch schaden, daß ihr ihm alle Lebensmittel abschneidet, daß ihr kleine Truppenkörper überfallt, daß ihr manöverirt in Verbindung mit der Armee des Prinzen Carl."

„Deine Bemerkungen sind alle richtig," unterbrach

ihn Benatek. „Dies Alles aber könnte erst geschehen nach Deiner Ermordung.“

„Mein Tod,“ versetzte Kyburg, „wird den Adel erbittern, die Zögernden auf unsere Seite treiben. Mein Tod,“ fügte er mit trübem Lächeln bei, „ist ein Martyrium für das Vaterland! Darum laß mich sterben, Rudolph! Beneide mich nicht um den Ruhm, selbst im Sterben die preußische Tyrannei bekämpft zu haben.“

„Wie groß Du bist, Otto!“

„Noch zwei Bitten, lieber Freund! Schicke den Jesuiten Anselm zu mir. Man geht nicht unvorbereitet in die Ewigkeit. — Und dann, reite heute, sogleich nach meinem Schlosse, — zu meiner Familie,“ — jetzt wurde des Grafen Stimme tief bewegt, er preßte gleichsam die Worte hervor. „Grüße meine Frau, — meine Kinder! Aber hüte Dich, meine Lage zu verrathen. Sage ihnen, daß ich in dringenden Geschäften weiter gereist sei. Sie werden früh genug das Schreckliche erfahren, — aber sie sollen es heute nicht, und morgen auch nicht. Das Sterben wird leichter ohne ihren Anblick. — Tröste sie dann! Sage ihnen, daß ich gern für die Königin und das Vaterland in den Tod gegangen sei.“

Schritte hallten durch den Gang. Der Kerkermeister trat ein. Die Freunde umarmten sich. Benatek weinte.

„Geh' nun, Rudolph! Morgen kommst Du wieder, — hab' noch einige Aufträge."

Der Freiherr eilte nach Hause, verwirrt und trostlos. Er befahl, sein schnellstes Pferd zu satteln. In sausendem Galopp sprengte er nach Wildstein, dem Schlosse des Grafen Kyburg.

Wildstein, drei Stunden von Milin entfernt, trotzte von einem Bergkegel auf die ringsum gelegenen fruchtbaren Gefilde nieder. Die Grafen, welche das Schloß selten bewohnten, hatten ihm seinen mittelalterlichen Charakter gelassen. Breite Ringmauern, mit hervorspringenden Vertheidigungs-Thürmchen, umgaben schirmend diesen alten Sitz. Am Fuße des Berges lagen einige saubere Gebäude, worin der Verwalter der gräflichen Güter wohnte. Weiterhin dehnte sich ein großes, freundliches Dorf. Dieses, nebst einigen Weilern, Mühlen und prächtigen Wäldern, bildeten die böhmischen Besitzungen der Grafen von Kyburg.

Gräfin Adelheid saß lesend am Fenster des hochgelegenen Gemaches. Ihr gegenüber Agnes, beim Stickrahmen.

Agnes, die kindliche Begleiterin der Königin Maria Theresia auf dem Wallfahrtsberge bei Wien, war zu einer Jungfrau von seltener Schönheit herangewachsen.

Müde vom Lesen, blickte Gräfin Adelheid empor, und ließ das Auge wohlgefällig auf der prachtvollen Stickerei ruhen.

„Ein schönes Weihnachtsgeschenk!“ sagte sie. „Den Vater wird deine Arbeit gewiß erfreuen, meine Tochter!“

Agnes ließ die Nadel ruhen. Sie hob den sanften Blick des tief blauen Auges zur Mutter auf, indem ein kindlich frohes Lächeln ihr schönes Antlitz belebte.

„Ich möchte den Vater erfreuen! Kann er aber bei den gegenwärtigen Verhältnissen Aufmerksamkeit für mein Geschenk haben?“

„Gewiß, meine Tochter! Der politische Lärm verstummt sicher auf den heiligen Christabend. Für deinen Vater waren die Stunden im Familienkreise immer die glücklichsten. Er wird über deinem Christgeschenke sogar den bösen König von Preußen vergessen. — Sieh' da, wer sprengt dort so eilig auf der Straße einher?“

Ein Reiter nahte in sausendem Galopp dem Schlosse. Der jähe Ritt flößte der Gräfin Besorgnisse ein.

„Otto ist nach Milin, — großer Gott! Es wird doch kein Unglück geschehen sein?“

„Der Freiherr von Benatek,“ sagte Agnes. „Sei nur ruhig, liebe Mutter! Jedenfalls bringt er Nach-

richt vom Vater, — wahrscheinlich die Kunde, daß er durch unvorhergesehene Verhältnisse heute und morgen zurückgehalten wird. Es kommt dies ja öfter vor gegenwärtig. Der Vater wollte uns nicht in Sorgen lassen."

„Ach Kind, — mich überkommt es, wie schwere Ahnung! Es droht ein Unglück. Die Preußen in Milin, — die Gesinnungen deines Vaters, — was kann sich da Alles entwickeln!"

Benatek trat ein, eilig, glühenden Angesichtes. Er grüßte freundlich. Sein Benehmen zeigte keine Spur der quälenden Angst für Kyburg.

„Sie sind erstaunt über den anstürmenden Besuch," sagte er lächelnd, als er die forschenden, besorgten Blicke der Gräfin bemerkte. „Otto schickt mich herüber, Sie wegen seines Ausbleibens zu beruhigen."

„Was hält ihn zurück?"

„Sein Eifer für das Vaterland! Sie kennen ja diesen Eifer, gnädige Frau! Sie wissen, daß ein Landsturm im Entstehen ist, — daß sich der böhmische Adel mit großen Opfern dafür interessirt, — daß Otto die Seele dieses verdienstvollen Unternehmens ist. Die Umstände drängen. Prinz Carl rückt heran. Sein Vortrab steht kaum zwei Tagreisen von hier. Der Landsturm wird in Verbindung mit dem Prinzen

operiren. Der berühmte Reitergeneral, Graf Boskay, soll bereits mit seinen Ungarn den Feind umschwärmen. Sie sehen, es gilt! Wir dürfen nicht müßig sein. Ich selber fand kaum Zeit, einen Augenblick herüberzukommen."

Als Benatek des „berühmten Reitergenerals Boskay" erwähnte, wurden des Fräuleins Augen größer, ihre Wangen dunkler.

Die Gräfin hatte den Freiherrn scharf angesehen. Sie glaubte, etwas in seinen Zügen zu lesen, das seinem unbefangenen Wesen nicht entsprach.

„Ich darf es Ihnen nicht verhehlen, Herr von Benatek, daß ich sehr von Angst und Sorge erfüllt bin."

„Sehr begreiflich, gnädige Frau! Da auf Böhmen Friedrichs eiserne Faust ruht und die Entscheidungsstunde herannaht, so dürften Befürchtungen ganz natürlich sein."

„Die gegenwärtigen Schritte meines Gatten müssen große Gefahren umgeben; denn es ist mir, als stünde uns ein gräßliches Unglück bevor," — und abermals ruhten ihre besorgten Blicke durchdringend auf dem Besuche.

„Freilich, in solchen Lagen lauert Gefahr auf allen Seiten! Indessen," — lenkte er rasch ein, da

er in ihrem Gesichte die Blässe quälender Angst bemerkte, „soll man nicht sogleich das Schlimmste befürchten."

„Mein Gott, Sie wissen mehr, als Sie gestehen wollen!"

„Doch nicht, meine Gnädige!" entgegnete Benatek, der Mühe hatte, den eigenen Schmerz zu bewältigen und die Fassung zu bewahren. „Vertrauen wir auf Gott und das Glück Böhmens. — Meine Zeit ist kostbar und meine Botschaft erfüllt," schloß er, rasch aufstehend.

„Sie wollen schon fort?"

„Wie gesagt, ich flog nur herüber, Otto's Auftrag zu erfüllen. Sie werden begreifen, gnädige Frau, daß auch ich Einiges thuen möchte in dem Befreiungskampfe. Dringende Geschäfte rufen mich augenblicklich fort."

Er verabschiedete sich, und ließ die Gräfin in banger Sorge zurück.

Als der Freiherr aus dem Schloßthore ritt, rollten ihm Thränen über die Wangen.

„Sie wird das Schreckliche kaum überleben," sagte er vor sich hin. „Dieser furchtbare Schlag wird das edelste Frauenherz zermalmen."

Am Fuße des Berges, vor der Wohnung des

Verwalters, hielt Benatek. Er übergab sein Pferd einem Knechte und trat in das Haus. Der Verwalter, ein stark gebauter Mann in den besten Jahren, kam ihm freundlich entgegen. Als er in die verstörten Züge des Freiherrn sah, blieb er steif stehen. Benatek trat in ein Zimmer. Auf seinen Wink folgte ihm der Verwalter.

„Hinsko, du wirst deinen guten Herrn nimmer sehen," — weiter kam Kyburgs Freund nicht. Thränen erstickten seine Stimme. Er sank auf einen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, und weinte, wie ein Kind.

Der Bauer stand vor ihm, starr und stumm. Dann sagte er:

„Um Gottes willen, — was ist denn vorgefallen?"

Benatek hatte seinen Schmerz ausgeschüttet und erzählte. Die rauhen Züge des Verwalters waren hart und drohend geworden.

„Wann soll mein Herr todt geschossen werden?"

„Morgen!"

„Wir werden ihn retten. Heute Nacht stürmen wir das Gefängniß."

„Still, Hinsko! Höre weiter," — und Benatek setzte ihn von dem Entschlusse Kyburgs in Kenntniß,

um seiner Person willen die Befreiungsanfänge Böhmens nicht in Frage zu stellen.

„Gebe also diesen Plan auf, Hinsko! Weiß Gott, auch mir fällt es namenlos schwer, diesen Wunsch deines Herrn zu erfüllen, — ihn rettungslos den vermaledeiten Preußen zu überlassen. Aber seine Gründe sind vernünftig, — seine Rettung kaum möglich. — Dagegen ist es sein dringender Wunsch, daß seine Familie nichts erfährt. Bewache den Weg nach dem Schlosse. Laß' Niemand hinauf, bis ich morgen wieder komme. — Hörst du?"

Der Verwalter hob das gebeugte Haupt und ließ es wieder auf die Brust herabsinken.

Der Freiherr bestieg sein Pferd, und eilte nach Milin zurück.

Hinsko sah ihm nach, unbeweglich, mit erloschenen Blicken. Dann begann es in seinen Augen wild aufzuleuchten.

„Rache, — Rache!" stöhnte er. „Durch ganz Böhmen will ich laufen und Rache rufen wider diese preußischen Henker!"

Keine Gnade.

Friedrich II., ungewiß über die Bewegungen des Prinzen Carl, hatte sein Heer zusammengezogen, in der Absicht, im günstigen Augenblicke auf die Oesterreicher loszustürzen.

Er lag mit seinem Stabe zu Dobrzisch.

Diese Stadt und deren Umgebung wimmelte von Truppen aller Waffengattungen. Viele lagen in Hütten und Zelten auf freiem Felde.

Vor einer Zeltgruppe, unweit der Stadt, bildeten zwei Soldatenreihen eine lange Gasse. Jedes Glied dieser Gasse trug eine Ruthe in der Hand. Einige Unteroffiziere waren eben damit beschäftigt, einem Soldaten den Rock auszuziehen. Der Entkleidete, nur mit Beinkleidern und Hemd angethan, war ein junger Mensch von sehr leidendem Aussehen. Er trug die Hand verbunden, und den Arm in einer Schlinge. Auch die Schlinge wurde ihm abgenommen. Durch das bleiche Gesicht des Menschen zuckte ein jäher

Schmerz und Thränen entquollen seinen Augen. Er wurde vor den Eingang der Gasse geführt.

Um die Gasse her standen viele Neugierige aus Dobrzisch, um das ihnen unbekannte Schauspiel des Spießruthenlaufens zu betrachten. Sie sahen den schlaff herabhängenden Arm des Entkleideten, seine abgemagerte Gestalt, sein leidendes Aussehen, und inniges Mitleiden ergriff die Zuschauer.

Der dienstthuende Offizier trat heran. Er hielt ein Papier in der Hand.

„Der Füselier Marufski ist condemnirt, wegen Körperverletzung, verübt an sich selbst, vierundzwanzig Mal Spießruthen zu laufen. — Vorwärts, — marsch!“

Marufski trat in die Gasse. Die Ruthen zischten auf seinen entblößten Rücken nieder. Durch die Streiche getrieben, beschleunigte er den trägen, matten Gang. Jetzt ruhten die Streiche. Marufski stand am Ende der Gasse. Sein Gesicht war leichenblaß, sein Körper zuckte krampfhaft zusammen. Er fuhr über den kranken Arm, stöhnte schmerzlich auf und sank ohnmächtig nieder.

„Mit dem Lümmel ist nichts anzufangen,“ sagte der Offizier. „Aber ich kann nicht helfen. Nach des Königs Befehl muß er vierundzwanzig Mal durch die Gasse.“

Unter den Zuschauern entstand ein Gemurmel des Erbarmens und der Entrüstung.

In diesem Augenblicke ging Marquis d'Argens vorüber, ihm zur Seite Oberst du Moulin, Boyers Landsmann. Der Marquis sah die Gasse, — eine gewöhnliche Erscheinung im preußischen Heere. Er wollte vorübergehen. Da fiel sein Blick auf die jammervolle Gestalt Marufski's. Er trat heran und betrachtete den unglücklichen Menschen.

„Wollen Sie den armen Teufel vollständig todt schlagen?"

Der Offizier zuckte die Achsel.

„Es geschieht nach allerhöchster Ordre," sagte er.

„Nach meiner Ansicht," fuhr Boyer fort, „ist der arme Tropf ein Gegenstand für das Spital, aber nicht für die Spießruthengasse. — Was hat er gethan?"

„Gerade nichts von Bedeutung," antwortete Oberst Moulin. „Der Dummkopf hieb sich zwei Finger ab, weil er des Soldatenlebens überdrüssig ist. Er wollte sich untauglich machen. Dafür wurde er zu zwei Jahren Festungsarbeit und zum Spießruthenlaufen condemnirt."

„Ist er von deinem Regiment?"

Moulin nickte bejahend.

Der Marquis trat mit dem Obristen bei Seite. Sie redeten einige Augenblicke miteinander.

„Herr Lieutenant," rief der Obrist im Tone des Befehles, „die Exekution ist aufgehoben, — bis auf weitere Ordre."

D'Argens und du Moulin gingen weiter.

„Das ist doch eine himmelschreiende und tyrannische Verfahrungsweise," sagte Boyer entrüstet. „Das ist keine Mannszucht mehr, — das ist Barbarei. So behandelt man keine Menschen, — nicht einmal Thiere. Der König verspottet seines Vaters Neigung für Stock und Knute, — mit Unrecht! Friedrich führt Stock und Knute weit schärfer, als sein Vater."

„Einverstanden, Baptist! Du wirst aber sehen, daß er den armen Teufel nicht begnadigt."

„Der Fall ist interessant," versetzte der Philosoph. „Er wird zeigen, ob ein Funken von Gefühl und Menschlichkeit in dem Könige lebt. — Mache deinen Bericht. Schicke ihn heute Abend, zwischen acht und neun Uhr. Ich werde bei Friedrich sein und die Eingabe unterstützen."

Sie trennten sich.

Als Marquis d'Argens zur gewöhnlichen Stunde bei dem Könige eintrat, saß dieser hinter einem Tische. Vor ihm lagen Papiere, in denen er las.

„Freund Boyer, Neuigkeiten aus Frankreich von unseren Freunden," rief ihm der Fürst entgegen. „Voltaire ist heimlich in Paris, unausgesetzt am Sturze der Infamen arbeitend. — Da ist etwas für Sie," — er überreichte dem Franzosen ein versiegeltes Schreiben.

Beide lasen, — der König erregt und gespannt. Vor ihm lag ein Manuscript, von seiner Hand geschrieben. Seine Blicke flogen suchend über die Seiten hin, und verschlangen die von fremder Hand flüchtig hingeworfenen Randbemerkungen.

„Wahrhaftig!" rief er plötzlich. „Voltaire wird alt; denn er wird vorsichtig. Sie wissen, Marquis, ich habe ihm einige Entwürfe zur „„Geschichte meiner Zeit"" geschickt. Hören Sie nun, wie Voltaire ändert und verbessert! — Es handelt sich um die Begründung des schlesischen Krieges. Ich sage im Manuscripte: „„Kampffertige Truppen, ein gefüllter Schatz und ein lebhafter Charakter waren die Triebfedern des Krieges. Ehrgeiz, und der Wunsch, die Welt von mir reden zu machen, bestimmten mich, die Waffen zu ergreifen."" — Voltaire streicht die Stelle durch und setzt dafür: „„droites incontestables à la Silesie."" [1]) — Fenden Si Voltaire nicht allzu ängstlich?"

---

1) Menzel IV, 65.

„Nein, Sire! Voltaire hat Recht. Ihr Geständniß ist viel zu aufrichtig. „„Kampffertige Truppen, — ein gefüllter Schatz, — Ergeiz, — der Wunsch, die Welt von sich reden zu machen,““ — dies Alles zusammen gibt Ihnen keine Berechtigung, Oesterreich mit Krieg zu überziehen. Die Nachwelt würde Sie als einen gewissenlosen Eroberer verurtheilen.“

„Geben mir Voltaire's „„droites incontestables““ ein Recht?“ fragte der Monarch spöttisch lächelnd.

„Ohne Zweifel! „„Unbestreitbare Rechte auf Schlesien““ rechtfertigen den schlesischen Krieg vollkommen.“

„Wird aber die Nachwelt so dumm sein, und glauben, was ich selbst nicht glaube? Was ich nicht einmal die Berliner glauben machen konnte?“

„Die Nachwelt wird so vernünftig sein, und glauben, daß Sie am Besten die Gründe Ihrer Handlungsweise kannten. Die Nachwelt, Sire, wird immer einige klare Köpfe haben, welche Ihr Streben verstehen und Ihre Handlungsweise rechtfertigen — Lassen Sie Voltaire's Verbesserung, — sie ist klug.“

„Wohlan, Voltaire's Klugheit soll über meine Offenherzigkeit den Sieg davon tragen. — Willst du für einen Weisen gehalten, verstelle dich mit Kunst.“[1])

---

1) Morgenstudien S. 54.

Des Königs Flügeladjutant kam herein und legte ein Schreiben auf den Tisch.

„Von wem?"

„Vom Obristen du Moulin."

Der Adjutant ging.

„Kann ich denn keinen Augenblick für mich sein," murrte der Fürst, das Schreiben aufbrechend.

Boyer beobachtete die Züge des lesenden Königs.

„Moulin ist ein Schwachkopf, — ein Narr!" rief dieser. „Mit solchen Kleinigkeiten mich zu behelligen! Die Sache ist ja abgethan," — er griff zur Feder.

„Was will Moulin?" fragte Boyer.

„Wenn Sie der Fall interessirt, — hören Sie!" — und der König las: „„E. K. M. habe ich hiedurch allerunterthänigst melden sollen, wie ich die allergnädigst confirmirte Sentenz wegen des Füseliers Marufski, so zehn Zoll mißt und sich aus Melancholie die zwei vordersten Finger abgehauen, deßhalb auch zu vierundzwanzig Mal Spießruthen und zwei Jahren Festung condemniret worden, weil selbiger noch nicht völlig curirt, bis dato nicht exequiren lassen können. Da nun sowohl viele geistliche als weltliche Personen für ihn intercediren, und der Kerl aus größter Melancholie diese gottlose That verübt, — sein achtzigjähriger Vater auch einen anderen schönen Kerl von eben seiner Größe an seines

Sohnes Stelle der Compagnie zu verschaffen und zu stellen sich obligiret, wenn E. K. M. ihm die dictirte Strafe allergnädigst zu erlassen geruhen wollen: — als stelle E. K. M. allerunterthänigst anheim, was Allerhöchst dieselbe deßfalls allergnädigst zu resolviren geruhen wollen [1]).''''

„Moulins Gnadengesuch erscheint vollkommen gerechtfertigt," sagte d'Argens. „Ich selbst ging zufällig vorüber, als die Exekution statt finden sollte. Der arme Teufel brach beim ersten Gange ohnmächtig zusammen. Sie müssen den Schelm begnadigen, Sire! Die Menschlichkeit fordert es."

„Begnadigen? Was denken Sie, Marquis? Begnadigen? In vierzehn Tagen hätte sich die Hälfte meiner Armee die Finger abgehauen. Nichts da, — keine Gnade!"

Abermals griff er zur Feder.

„Langsam Sire! „„Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf seiner Armee!'''' So lautet Ihr Stichwort. Und jetzt verdammen Sie die Hälfte Ihrer Armee. Welche Ansicht ist nun die richtige?"

Der König warf die Feder hin.

1) Preuß IV. 334.

„Ah, — ich merke, vor Ihnen muß man auf der Hut sein, Boyer! Ihre Logik ist noch schärfer, als meine Kriegszucht. Glauben Sie denn, daß ich unter „„Armee““ das gemeine Volk verstehe? Durchaus nicht! Der Adel ist die Armee! Die Ehre macht den Soldaten, und das gemeine Volk hat keine Ehre.“

„Dies kann doch wohl Ihr Ernst nicht sein, Sire!“

„Mein voller Ernst! Ich drücke mich bestimmter aus: — nicht der ganze Adel besitzt Ehre, sondern nur der Adel im blauen Rock, — die Offiziere. Der übrige Adel taugt wenig. Sogar die Hofleute sind eitle, mit Kleinigkeiten beschäftigte Menschen, putzsüchtige Narren, Schmeichler, Intrikanten.“

„Wie schnell Sie fertig sind mit ihrem Urtheile, Sire!“

„Dies kommt daher, weil ich über die Sache reiflich nachgedacht und meine Beobachtungen gemacht habe. Sehen Sie, ich theile die Menschen in Klassen. Nennen Sie mir den Stand eines Mannes, und ich nenne Ihnen seinen Werth. Die Bauern sind rohe, dumme Geschöpfe, — so ein Mittelding zwischen Thier und Mensch. Die Gutsbesitzer sind harte Unterdrücker ihrer Unterthanen, — die Juristen gewinnsüchtige Rechtsverdreher, — die Cameralisten eigennützige Plusmacher,

— die Aerzte unwissende Prahler, — die Kaufleute Wucherer und Betrüger, — die Geistlichen Dummköpfe oder Heuchler [1])."

„Sehr tröstliche Ansichten von den Menschen!"

„Soll ich mich selbst betrügen und die Menschen für tugendhaft halten? Alle menschliche Tugend gründet sich auf das Interesse oder den Ehrgeiz [2])."

„Sie nöthigen mich, sehr gering von mir zu denken, Sire!

„Warum denn?"

„Weil ich zwar von Adel bin, aber keinen blauen Rock trage."

„Dafür sind Sie Philosoph, — die einzige Menschenklasse, über die ich mir kein Urtheil anmaße. — Aber ich merke, mein Spruch über den Adel hat Sie verletzt. Ich begründe mein Urtheil. Aus vielen Fällen nur diesen! — Der Legationsrath, Graf Schwerin, — beklagte sich, daß bei einem Leichenbegängnisse ein Fähnrich den Vorrang vor ihm verlangt hatte. Die Sache kam an mich. Ich entschied: — der Fall kann durchaus nicht streitig sein; denn es versteht sich von selbst, daß ein Fähnrich allen Legationsräthen im Range vorgehe. Was that

1) Dhom IV. 435.

2) Morgenstudien S. 54.

Schwerin? Er legte sein Amt nieder und trat als Fähnrich ein[1]. — Hätte Schwerin Ehrgefühl besessen, er würde sein Amt niedergelegt haben, ohne Fähnrich zu werden."

„Doch nicht, Sire! Graf Schwerin wurde Fähnrich, weil er die Ueberzeugung gewann, daß in Preußen nur die Offiziere Ansehen genießen."

„Recht bissig, Boyer! — Lassen Sie mich Ihren Landsmann, den Obristen du Moulin, von seiner Schwachheit kuriren," — und neuerdings griff er zur Feder.

„Wollen Sie durchaus grausam sein, Sire?"

„Nicht grausam, aber entschieden! Der Schrecken allein hält gemeine Soldaten in der Zucht. Der Schrecken herrsche, — gehören ja drei Viertheile meiner Armee zu den Unsichern."

„Was sind das für Leute?"

„Sie wissen dies nicht? Die Soldaten sind eingetheilt in Vertraute, Halbvertraute und Unsichere. Sinn und Bedeutung dieser Worte ergeben sich von selbst. Die Unsicheren werden von den Vertrauten überwacht. Wir können gegenwärtig die Kriegsmüden

1) Mirabeau und Mauvillon IV. 249.

nur dadurch bei der Fahne erhalten, daß man ihnen des Nachts die Kleider wegnimmt[1])."

D'Argens lächelte.

„Lassen Sie den halbtodten Füselier völlig todtschlagen, Sire, dann laufen Ihnen die Unsicheren nackt davon."

Friedrich schrieb auf die Rückseite des Briefes:

„Quelle faiblesse, mon cher Du-moulin! Il faut exécuter les loix; car dans ces occasions les exemples sont nécessaires. Ne mollissez point, et tenez-vous-en à la rigidité. F.[2])"

„Ich beklage den armen Menschen!" sagte Boyer, durch des Königs Härte unangenehm berührt. „Hätte das Menschengefühl dem unerbittlichen Feldherrn Schonung abgerungen, so würde diese milde Nachsicht des Königs Majestät weit schöner gekleidet haben, als diese eiserne Strenge."

„Schöne Kleider taugen nichts für mich," warf der Monarch hin, indem er den Brief siegelte.

Abermals kam der Adjutant herein mit einem Schreiben in der Hand.

„Was ist denn schon wieder?"

„Aus Milin!"

1) O. Klopp. S. 153.
2) Preuß. IV. 334.

Der König las. Sein Gesicht wurde sehr erregt.

„Hölle und Wetter, — die Böhmen in offenem Aufstande! Ein Graf Kyburg hat zu Milin mein Manifest abgerissen, — die Stafette wurde zwischen hier und Milin erschossen, — schöne Dinge! Aber ich will die böhmische Canaille zur Raison bringen."

Er las weiter.

„Und Wartenberg hat Lust, den Rebellen meiner Gnade zu empfehlen? Nein, keine Gnade! — Hm, — als ob das Vermögen des Böhmen mir ohnehin nicht verfallen wäre!"

Er schrieb mit zitternder Hand.

„Graf Kyburg wird sogleich erschossen, — sein Vermögen wird eingezogen, — sein Schloß nach bekannter Ordre durch ein Detachement heimgesucht. F."

Er schob die Briefe dem Adjutanten hin.

„Augenblicklich befördern!"

Der Offizier ging.

Friedrich schritt in trübem Sinnen durch das Zimmer. Boyer las seinen Pariser Brief.

„Vortrefflich, — überaus praktisch!" rief der Marquis plötzlich aus.

Der Fürst, durch Boyers Ausruf aus seinen finsteren Gedanken gerüttelt, blieb stehen.

„Hören Sie doch, Sire, was Voltaire schreibt!

„„Wir gehen der Infamen tüchtig zu Leibe, und unsere Mühe ist nicht vergeblich. Durch einflußreiche Frauen, für die Aufklärung gewonnen, geschieht sehr Vieles. Ueberhaupt zeigen die vornehmen Stände weit mehr Verstand, als man bei ihnen vermuthete. Sogar Minister begrüßen den Bruch mit der Infamen und das Morgenroth einer freien Geistesrichtung. Man darf bereits öffentlich angreifen und verspotten, was man eben erst angebetet hat. — Eine sehr wirksame Kampfweise gegen die Infame haben Diderot und d'Alembert ersonnen. Beide gehen zu Paris in Kaffeehäuser, wo man sie nicht kennt, und wo es an Zuhörern niemals fehlt. Sie gerathen mit einander in Disput über die Religion. D'Alembert vertheidigt dieselbe, — natürlich so ungeschickt, als möglich. Der vollkommenste Triumph bleibt Diderot. Beschämt zieht sich der zu Boden geworfene d'Alembert zurück. Das Bedauern der Zuhörer, eine so mißliche Sache vertheidigt zu haben, begleitet ihn. Ihm folgt, unter dem Jubel der Anwesenden über den Sieg der Philosophie, der streitbare Diderot. — Dieser Kunstgriff, die Infame öffentlich lächerlich zu machen, ist ausgezeichnet und hat schon manchen Rekruten für die Aufklärung gewonnen [1]).""

1) Barruel, hist. du Jacobinisme. Tom. I. p. 189.

Friedrich war dem Briefe aufmerksam gefolgt.

„Gut, — sehr gut,“ sagte er, „vorzüglich bei einer Nation, der ein witziger Einfall, eine Posse mehr gelten, als Schärfe und Klarheit des Verstandes.“

„Im Uebrigen spricht aus Voltaire's Brief eine gedrückte Stimmung,“ sagte Boyer. „Die Verbannung aus Frankreich scheint ihn tief niederzubeugen. Sie sollten diesen gewaltigen Geist für die Berliner Akademie gewinnen, Sire.“

„Sie sprechen meine Absicht aus, Marquis! Voltaire soll nach Berlin kommen, sobald die Schwärme des Prinzen Carl aus einander getrieben und Böhmen gewonnen ist. Dann wollen wir zusammen einen tüchtigen Kriegsplan gegen die Infame entwerfen. Ich darf es Ihnen wohl gestehen, daß mir ein Sieg über den Aberglauben des Christenthums weit ruhmvoller dünkt, als der Ruhm, Oesterreich vernichtet und die „nation prussienne“ geschaffen zu haben. Mein Stolz ist es, am Siege der Philosophie über die Religion Theil zu nehmen. Wäre ich kein Fürst, so möchte ich nur Philosoph sein.“

Das Wiedersehen.

Oberst Wartenberg eilte, des Königs Befehle zu vollziehen. Fünfzig Mann brachen gegen Wildstein auf. Sie sollten dieses Schloß „nach bekannter Ordre heimsuchen," — das heißt: ausplündern.

Den freien Platz, vor dem Gefängnisse zu Milin, hielten zwei Compagnien besetzt. Sie standen Gewehr beim Fuße und erwarteten Kyburg, den sie vor die Stadt begleiten und dort erschießen sollten.

Milins Bevölkerung strömte zusammen. Des Grafen Schicksal erregte allgemeine Theilnahme; denn Kyburg war in der ganzen Gegend beliebt und hochgeachtet. Manche schöne That der Menschenfreundlichkeit lebte in der Erinnerung auf. Man sprach von seiner Treue gegen die Königin, von seinen Opfern für das Gemeinwohl, von seiner Nachsicht und milden Behandlung der Untergebenen. Daher tiefe Niedergeschlagenheit und aufrichtiges Beileid im Benehmen der Menge.

Kyburg stand im Begriffe, den letzten Gang anzutreten. Er hatte auf den Knieen gelegen und gebetet. Neben ihm kniete Pater Anselm, aus dessen Händen er das heilige Abendmahl empfangen. Im Hintergrunde des Kerkers lehnte Benatek an der Wand, von Schmerz gebeugt und seit zwei Tagen um viele Jahre gealtert.

Soldaten, mit aufgeflanzten Bajonetten, standen vor der geöffneten Thüre.

„Die Zeit drängt, — vorwärts!“ sagte der Offizier.

Kyburg trat zu Benatek heran.

„Gedenke meines Weibes und meiner Kinder!“ sagte der Verurtheilte tief erschüttert. „Tröste sie,“ — seine Stimme erstickte.

Er umarmte den Freund. Dieser hatte alle Fassung verloren und weinte laut.

Der Graf, bisher gefaßt, erschien bei dem Gedanken an seine Familie im höchsten Grade ergriffen. Er fuhr mit der Hand über die Stirne, und sein Gesicht wurde leichenblaß. Er sank auf den nächsten Stuhl hin.

Der Offizier schien gerührt.

„Wünschen Sie einen Wagen?“ fragte er. „Die

Richtstätte liegt zweitausend Schritte vor der Stadt, und Sie sind sehr angegriffen."

„Danke, mein Herr! Nur eine vorübergehende Schwäche," entgegnete Kyburg, indem er sich langsam erhob. „Aber — noch einen Auftrag hätte ich an den König von Preußen. Wollen Sie die Güte haben, und diesen Auftrag übernehmen?"

„Verurtheilten schlägt man die letzte Bitte nicht ab," versetzte der Soldat.

„Sagen Sie dem Könige, daß ich meine That keinen Augenblick bereue. Ich handelte nach meiner Ueberzeugung von dem großen Unrechte und der Unwahrheit des Königs. Ich sterbe in Treue und Anhänglichkeit für die gerechte Sache, für Maria Theresia und für Oesterreich. Sagen Sie ihm, — Böhmen sei glücklich gewesen unter Habsburgs milder Herrschaft. Wolle der König auf das Wort eines Sterbenden Gewicht legen, so möge er innehalten und nicht weiter gehen auf einer Bahn, die namenloses Elend über das Reich bringen müsse. Er möge bedenken, daß es auch für Könige einen Richter gebe, und vor jenem Richter erwarte ich ihn. — Gehen wir!"

Festen Trittes verlies Kyburg das Gefängniß. Voraus die Soldaten, ihm zur Seite der Geistliche. Benatek folgte, wankend und taumelnd.

Als der Verurtheilte vor das Thor trat, und der Volksmenge sichtbar wurde, entstand eine lebhafte Bewegung. Man hörte halb unterdrückte Ausrufungen des Schmerzes, Aeußerungen der Entrüstung, Verwünschungen gegen die Preußen. Man sah thränenschwere Augen und ringende Hände.

Der Commandoruf setzte die Truppenabtheilungen in Bewegung. Der Zug stand zum Aufbruche bereit und harrte des Marschbefehles. Es war ein Augenblick tiefer Stille.

Da hallte der Hufschlag eines anstürmenden Pferdes die Straße herauf. Wartenbergs Adjutant sprengte heran. Zu dem commandirenden Offiziere vom Pferde niedergebeugt, sprach er hastige Worte. In der Ferne klangen Trommelschläge. Volk und Soldaten horchten erstaunt auf.

Der General-Marsch wirbelte durch die Straßen Milins.

Gegen Wen galt dieser unerwartete Ruf: unter die Waffen? Die Bürger riethen und vermutheten.

„Die Oesterreicher, — die Oesterreicher!“ rief eine Stimme.

Ferne Schüsse begleiteten diesen Ruf. Die Menge kam in freudige Bewegung. Die Schüsse krachten fort, und der Wind trug verworrenes Getümmel herüber.

Der Tambour rührte die Trommel. Es entstand eine tiefe Stille.

„Bürger Milins!" rief es. „Der Feind rückt an. Ein Straßenkampf steht bevor. Zeigt es sich, daß ihr im Einvernehmen steht mit dem Feinde, daß ihr ihm Beistand leistet, dann wird Milin dem Boden gleich gemacht. — Fort in eure Häuser!"

Ueber den Platz, durch die Straßen schob und drängte die bestürzte Menge.

Kyburg wurde in den Kerker zurückgebracht.

„Die Oesterreicher? Es ist unmöglich!" sagte er. „Nach den letzten Nachrichten, stand Prinz Carl an der sächsischen Grenze."

„Dennoch sind es die Oesterreicher, — unsere Retter und Befreier," entgegnete Benatek. „Du gabst vorgestern einem Bettler Almosen. Dieser Bettler sagte: „„Graf Boskay wird den Vater der schönen Agnes nicht erschießen lassen."" — Ich vergaß, im Drange der Umstände, in meiner Verwirrung, diese Worte."

„Dies hat der Bettler gesagt?" fragte Kyburg erstaunt. „Merkwürdig, — sollten die tapferen Rothmäntel wirklich in der Nähe sein?"

„Höre nur, — der Kampf ist entbrannt! Gott helfe uns!"

Unausgesetzt krachten die Schüsse. Der Anfall

mußte von verschiedenen Punkten erfolgt sein; denn nach allen Richtungen hörte man Schießen und Getümmel. Der Geistliche betete. Die Edelleute standen lauschend, und bemüht, aus dem Getöse den Stand des Kampfes zu erforschen.

„Ein combinirter Anfall!" flüsterte Kyburg. „Durch die Mündungen aller Hauptstraßen dringen die Unserigen ein. Hörst Du?" — und er deutete nach den vier Himmelsgegenden. „Gelingt es, die Preußen zu werfen, dann muß der Kampf sich entscheiden im Mittelpunkte der Stadt."

Des Grafen Behauptung schien sich rasch zu erfüllen. Immer näher kam das Getöse. Ueber den Platz vor dem Gefängniß brausten anstürmende Reiter.

„Hurrah, — hurrah! Moriamur pro rege nostro!" donnerte es in den Kerker hinein.

„Die Ungarn!" sagte Kyburg.

Als jetzt ein mörderisches Gewehrfeuer jedes andere Getöse verschlang, falteten sich des Grafen Hände.

„Gott im Himmel! — Du starker Hort der Gerechtigkeit, — Lenker der Schlachten, — stehe ihnen gnädig bei!" betete Kyburg.

Und fort wälzte sich der blutige, tosende Knäuel.

Die letzten Schüsse waren verhallt. Die Straßenschlacht war entschieden. — Die drei Männer in dem

Gefängnisse sprachen kein Wort. In banger Erwartung harrten sie der Kunde. Minuten wurden zu Stunden. Keine rettende Hand schob die Riegel des Gefängnisses zurück.

„Du wirst sehen, Rudolph," sagte Kyburg trübe, „mein Tod wurde nur um einige Stunden verschoben. Wären die Ungarn Sieger, jene Thüre hätte sich längst geöffnet."

Benateks kaum belebter Blick begann, neuerdings zu erlöschen. Er sah trostlos nieder. Auch ihn beunruhigte das Ausbleiben der Retter.

„Geben Sie die Hoffnung nicht auf, meine Herren!" sagte der Geistliche. „Unsere Freunde haben zwar gesiegt, aber die Lage des Herrn Grafen noch nicht erfahren."

Kyburg schüttelte den Kopf. Er wußte, daß jeder Bürger von Milin sich beeilt haben würde, seine Haft den siegreichen Oesterreichern mitzutheilen.

Klirrende Reitertritte und laute Stimmen schallten durch den Gang. An der Thüre rasselten die Schlüssel des Kerkermeisters. Eine riesige Gestalt trat unter den Eingang. Sie blieb auf der Schwelle stehen, und sah in das Halbdunkel des Kerkers.

„Wo stecken sie denn, Graf Kyburg?" rief eine rauhe Stimme in den Kerker herein.

Der Gefangene trat vor die Gestalt.

„Ah, — da sind Sie ja!“ rief Trenk. „Wir sind gekommen, um Sie aus diesem Loche zu befreien.“

Kyburg ergriff Trenks Hand, und stammelte, tiefbewegt, seinen Dank.

„Lassen wir das, Herr Graf!“ sagte der Pandurenführer. „Von meinen Leuten war nur eine Schwadron dabei. Boskay's Rothmäntel haben Sie eigentlich herausgehauen. — Hier ist Ihr Retter!“

Der Graf umarmte den Magnaten. Als jetzt Boskay den Grafen näher betrachtete, schienen ihm dessen Züge bekannt. Jener Fremde, der ihm zu Wien warnend gegenüber getreten, und einen so tiefen Eindruck auf ihn hervorgebracht, stand vor ihm. Kyburg sah des Magnaten Ueberraschung, errieth deren Ursache und lächelte.

„Ich glaube, wir sehen uns heute nicht zum ersten Male,“ sagte Trenk, nachdem er Kyburg sinnend betrachtet. „Haben Sie uns, vor zwei Jahren in Mähren, nicht einen nächtlichen Besuch gemacht?“

„Sie täuschen sich nicht, Herr Obrist! Jenes Schloß gehörte meinem Freunde Mühlheim, den die Preußen ausgeplündert und vertrieben hatten. Und hier sehen Sie ein weiteres Opfer preußischer Gewalt-

that, den Freiherrn von Benatek, welchen die Preußen vorgestern geprügelt haben."

„Trösten Sie sich, Herr von Benatek," sagte Trenk. „Jene, die Sie geprügelt, werden Keinen mehr prügeln. Sie Alle mußten über die Klinge springen. — Aber jetzt fort, meine Herren, aus dieser Behausung der Ratten und Mäuse! Hab' wirklich Hunger und Durst. Die Arbeit war nicht klein. Die Preußen wehrten sich, wie besessen."

Kyburg schob im Hinausgehen seinen Arm unter jenen Boskay's.

„Wie Vieles habe ich Ihnen zu sagen, — wie Vieles Sie zu fragen," mein lieber Graf! „Jetzt nur Dank, — Dank meinem Lebensretter!"

„Es freut mich, daß Sie endlich mit mir zufrieden sind," sprach der Magnat lächelnd.

„Hoffentlich werden Sie es auch bald mit mir sein," entgegnete Kyburg. „Sie erlauben doch, daß ich Ihnen meine Familie vorstelle?"

„Ueber diesen Tag kann ich verfügen, — doch keine Stunde weiter."

„Agnes wird staunen, einen Bekannten aus Wien so unverhofft zu sehen."

„Ist Fräulein Agnes hier?" fragte Boskay freudig überrascht.

„Hier nicht, aber in der Nähe, auf Schloß Wildstein.“

Der junge Mann schien eigenthümlich bewegt. Er ging schweigend an Kyburgs Seite, bis vor das Gefängnißgebäude.

Hier stand des Grafen Wachtmeister, Mathias Skandori. Er hielt ein blutiges Tuch in der Hand, mit dem er das über die Wange rinnende Blut abwischte.

„Laß dich verbinden, Mathias!“ sagte Boskay.

„Nicht der Rede werth, — nur ein Streifstich,“ — und er sah Kyburg an, indem er bedeutungsvoll lächelte.

„Sie kennen den Lahmen nicht mehr, dem Sie ein doppeltes Goldstück gegeben, gnädiger Herr,“ sagte Mathias.

Kyburg betrachtete den Wachtmeister.

„Ihr jener Lahme? Unmöglich!“

„Dennoch ist er es,“ bestätigte Boskay. „Mathias ging, in der Verkleidung eines Krüppels, auf Kundschaft hieher, und überbrachte die Nachricht von Ihrer gefährlichen Lage.“

Kyburg ergriff des Wachtmeisters Hand und drückte sie warm.

„Meinen Dank, wackerer Mann! Wenn ich dem

Lahmen mit Vergnügen ein Almosen gab, so werde ich mit noch weit größerer Freude meinem Wohlthäter wenigstens einigermaßen vergelten. — Sie erlauben doch, Graf, daß Ihr Wachtmeister uns nach Wildstein begleitet?"

Boskay nickte bejahend.

Sie schritten durch die Straßen nach Benateks Wohnung. Allenthalben waren die Spuren des Kampfes sichtbar. Leichen lagen in den Gassen umher, Verwundete wurden von Bürgern und Soldaten weggetragen. Die Ungarn hatten bedeutende Verluste erlitten, und Boskay's Züge wurden trübe, wenn sein Blick auf todte Rothmäntel und Panduren fiel. —

Jenes preußische Detachement, nach des Königs Befehl commandirt, Schloß Wildstein nach „bekannter Ordre heimzusuchen," fuhr auf einigen Bauernwagen nach dem Orte seiner Wirksamkeit. Die Wagen, mit hohen Leitern bestellt, hatten den Zweck, jene Dinge von Wildstein nach Milin zu bringen, welche das Wohlgefallen der Preußen verdienten.

Die Soldaten waren guter Laune; denn die Heimsuchung der reichen Grafenburg versprach glänzende Erfolge.

Die Wagen hielten in dem Dorfe vor zwei Wirthshäusern, die sich gegenüber lagen. Die Bauern

streckten die Köpfe aus den Fenstern. Sie sahen die blanken Gewehrläufe, die drohend aufgepflanzten Bajonette, die leeren Wagen, und erriethen den Zweck des Besuches. Aber sie glaubten, der Besuch gelte dem Dorfe selber.

Die Soldaten sprangen von den Wagen, betraten die Wirthshäuser, und verlangten im Tone der Eroberer Speise und Trank.

„Wie weit ist's noch auf das Nest hinauf?" fragte ein Unteroffizier den Wirth.

Der Gefragte sah den Soldaten mit großen Augen an.

„Versteht Er mich nicht, Wirth? Ich meine das Schloß Wildstein."

„Nach der Burg ist's noch eine gute halbe Stunde."

„Kann man mit den Wagen hinauffahren?"

„Nein! Der Berg ist sehr steil. — Wollen die Herren dem Grafen Kyburg einen Besuch machen?" fragte der Wirth, scheinbar gleichgültig.

„Dem Grafen nicht, — der wird bereits erschossen sein. Wohl aber des Grafen Kellern, Speichern und Schubladen."

Der Wirth war bleich geworden.

„Graf Kyburg erschossen?" stieß der Mann hervor.

„Freilich! — Teufel, Wirth, ich merke, daß auch Er zu der böhmischen Canaille gehört; denn Er wird

ja kreideweiß, statt sich zu freuen, daß der Verräther Kyburg daran mußte."

„Ich weiß nicht, was der Herr sagen will," stotterte der Wirth. „Aber der Graf ist mein Grundherr, und da — da er ein guter Herr gewesen, thut er mir leid."

„Flugs, Ochsenwirth?" riefen die Soldaten. „Flugs, — Wein, Bier, Brandwein!"

Der Wirth eilte hinaus. Volle Krüge kamen. Fleisch und Brod folgten.

Ein junger Mensch verließ eilig das Wirthshaus. Er huschte an den Häusern hin, blieb hie und da stehen, klopfte an den Fenstern, sprach hastige Worte und rannte weiter. Er verließ den Ort und lief dem Schlosse zu.

Hinsko, des Grafen Verwalter, stand auf der Wache. Er sah den herbeieilenden Burschen, und trat auf die Straße heraus, welche nach dem Schlosse führte.

„Vetter Hinsko, — die Preußen sind da, — wollen das herrschaftliche Schloß plündern," sagte der Junge keuchend. „Mein Vater schickt mich herüber, — Ihr sollt das Schloß besetzen und Keinen hineinlassen. An die Zwanzig hab' ich im Dorfe aufgeboten, sie werden gleich da sein."

„Wie viele Preußen sind's?"

„Sechszig, — siebenzig! Sie haben Wagen, um Alles im Schlosse wegzufahren."

„So, — so! Komm' herein, Franz!" sagte Hinsko kurz.

Sie traten in das Haus. — Bald sah man, vom Dorfe herüber, auf verschiedenen Feldwegen, einzelne Männer eilen. Sie alle trugen Gewehre und einen Ledergurt um den Leib, an dem eine kleine Tasche mit Patronen hing. Die Männer traten alle bei dem Verwalter ein.

Die Schloßbewohner ahnten nichts von der drohenden Gefahr. Als nun die bewaffneten Bauern plötzlich den kleinen Burghof erfüllten, die Brücke emporzogen, das Thor schlossen und die Thürme besetzten, entstand große Bestürzung in den alten Mauern. Hinsko hatte es übernommen, die Gräfin zu verständigen, und erschien nun vor der geängstigten Schloßherrin.

„Gnädige Frau," sagte er, „an die siebenzig Preußen sind auf dem Marsche hieher, um das Schloß auszurauben. Wir haben nun das Thor geschlossen und die Burg besetzt, um diese raubgierigen Wölfe abzuhalten."

Adelheid sah den Verwalter in sprachloser Bestürzung an.

„Es ist nicht möglich, Hinsko, was Er sagt! Der König von Preußen wird doch sein Militär nicht zum Berauben und Plündern wehrloser Häuser mißbrauchen?“

„Doch möglich, gnädige Frau! Die Preußen sind schon da. Sie zechen im Dorfe, und haben viele Wagen mitgebracht, um Alles aufzuladen, was im Schlosse ist. Vielleicht haben sie auch im Sinne, das Schloß anzuzünden. O ja! Warum nicht? Der Preuße ist zu Allem fähig.“

Die Gräfin dachte an den mährischen Krieg, aus dem ihr Gatte so manche haarsträubende Thaten der Preußen erzählte. Es beschlich sie ein leises Zittern, und mehr ein natürlicher Trieb, als Ueberlegung, gab ihr den Gedanken zur Flucht.

„Ihr könnt das Schloß nicht vertheidigen, Hinsko! Die Preußen werden den Eingang erzwingen. Durch euern Widerstand ergrimmt, werden sie schrecklich hausen. Steht ab von diesem unheilvollen Beginnen, — ich verbiete euch die Vertheidigung des Schlosses. Sogleich werde ich mit meinen Kindern die Burg verlassen.“

Sie wollte forteilen.

„Noch ein Wort, gnädige Frau! Ich kann Ihnen nicht gehorchen. Was ich thue, das thue ich auf Befehl meines Herrn. Seien Sie nur ganz ruhig, — es soll Keiner hereinkommen. Und dann, sehen Sie, — zur Flucht ist's schon zu spät; — dort kommen die Räuber.“

Bajonette glänzten am Fuße des Berges, und die Preußen begannen, empor zu steigen. Der schmale Weg zwang sie, paarweise zu gehen, und so eine ziemlich lange Reihe zu bilden. Adelheid sah die Linie, welche langsam, einer ungeheuren Schlange ähnlich, emporkroch. Sie trat in sprachloser Angst von dem Fenster zurück und eilte aus dem Zimmer zu ihren Kindern.

Zu beiden Seiten des Burgthores sprangen Thürme hervor. Diese Thürme hatten zahlreiche Schießscharten und waren von den Bauern besetzt.

„Haltet euch mannhaft!“ redete Hinsko seine Begleiter an. „Denkt an unseren guten Herrn, — an sein Weib, an seine Kinder! Denkt an die Plagen und Qualen, welche der Preuße über das Land gebracht. Nieder mit ihnen!“

Die Preußen waren da. Sie standen erstaunt vor der aufgezogenen Brücke und dem verschlossenen Thore.

„Beim Teufel, — die Schufte wollen sich verthei-

digen!“ sagte ein Offizier. „Müssen wir Kanonen herbeiholen und das Nest zusammenschießen? — He da, — aufgemacht! Im Namen des Königs — aufgemacht!“

„Was wollt ihr?“ rief Hinsko aus dem Thurme.

„Das sollt ihr gleich erfahren, — aufgemacht!“

„Oho, — der Herr spricht, als ob er hier etwas zu befehlen hätte,“ rief es entgegen. „Warten könnt ihr, bis zum jüngsten Tage, — herein kommt ihr nicht!“

Die Soldaten fluchten. Sie betrachteten die hohen Mauern und erkannten die Unmöglichkeit, gewaltsam einzudringen.

„Seid klug und macht auf,“ rief der Offizier, diesmal in etwas herabgestimmtem Tone. „Wir verlangen Oeffnung im Namen des Königs, und wer sich dem Willen des Königs widersetzt, muß schwer büßen.“

„Unser König ist Maria Theresia,“ rief Hinsko, „und Maria Theresia schickt keine preußischen Diebe. Kommt ihr aber im Namen des Preußenkönigs, so wißt, daß wir ebenso gut dem Teufel gehorchen, als eurem König.“

„Das sollst Du büßen, frecher Bube!“ rief der Offizier grimmig. „Ein Verräther, eine böhmische

Canaille bist Du, wie Dein Herr, welcher heute zu Milin erschossen wurde. Und euch allen soll das Gleiche begegnen, so ihr nicht zur Stelle öffnet." —

Die Erwähnung Kyburgs versetzte Hinsko in Wuth. Wilde Rache leuchtete in seinen Augen; er griff das Gewehr fester, legte an, der Schuß krachte, und der Offizier stürzte todt nieder.

Das Zeichen zum allgemeinen Angriffe war gegeben. Alle Bauern feuerten. Das nahe Ziel, der dicht gedrängte Haufen vor dem Thore, ließen jede Kugel treffen. Einige Preußen röchelten am Boden, Andere, schwer verwundet, wankten. Die Soldaten erwiederten die Schüsse, aber keine Kugel fand den Weg durch die schmalen Schießscharten. Sodann ging es zurück, rasch den Berg hinab. Neuerdings krachten Schüsse von der Burg hernieder, und die Kugeln flogen zischend über ihren Köpfen weg. Außer Schußweite, am Fuße des Berges, machten die Preußen Halt. Sieben Todte lagen in einer Reihe am Wege, die Verwundeten verbanden sich, die Uebrigen sahen fluchend zur Burg empor.

„Für jeden dieser Sieben, sollen sieben Bauern hängen!" sagte Lieutenant von Pellenberg.

„Viel zu gnädig!" rief ein Unteroffizier. „Das

ganze Nest da droben sollte mit Mann und Maus zusammengeschossen werden."

„Dies wäre gegen unseren Vortheil und gegen des Königs Befehl," entgegnete Pellenberg. „In dem Schlosse liegen kostbare Dinge, und reiche Lebensmittel aufgehäuft. Ist die Burg ausgefegt, dann mögen unsere Kanonen die böhmische Canaille unter den Trümmern begraben. — Zurück nach Milin!"

Sie legten die Todten über ihre Gewehre, und traten langsam den Rückweg an.

Sie waren dem Dorfe nahe gekommen. Da brach eine Reiterschaar aus demselben hervor und stürmte gegen die Preußen los. Diese machten augenblicklich Halt. Sie legten die Todten nieder und griffen zu den Waffen. Allein der Ueberfall geschah zu unerwartet und plötzlich. Die Meisten von ihnen hatten nicht einmal die Gewehre geladen. Bevor sich die Ueberfallenen fassen konnten, waren einige von ihnen niedergehauen, die Uebrigen nach kurzer Gegenwehr übermannt und entwaffnet.

„Mathias!" rief Boskay, den blutigen Säbel in die Scheide stoßend, „reite in das Dorf hinüber, schicke einen Wagen heraus, um die Todten aufzuladen. Die Gefangenen werden sogleich, unter hinreichender Bedeckung, nach Milin gebracht."

So geschah es, daß die Preußen, gefangen und todt, auf denselben Wagen zurückkehrten, welche sie zur Beladung des Raubes mitgebracht hatten.

Auf dem Schlosse hatte man den Ueberfall des Feindes bemerkt. Gräfin Adelheid blickte dankend zum Himmel empor. Agnes sah Boskay's hohe Gestalt, von dem rothen Mantel umflattert, an des Vaters Seite in raschem Ritte herankommen, und ein jungfräuliches Erglühen überströmte ihr Antlitz.

Die Bauern öffneten das Thor und stürmten hinaus.

Als Kyburg am Fuße des Berges anlangte, liefen ihm die Bauern entgegen. Voran Hinsko. Der Graf stieg vom Pferde und reichte Jedem die Hand. Hinsko weinte vor Freude, seinen guten Herrn lebend wieder zu sehen. Er sank vor ihm nieder, und umfaßte seine Kniee. Die übrigen Bauern küßten des Grafen Hände, sogar sein Gewand, und Boskay mit den Offizieren sahen gerührt auf diese Aeußerungen grenzenloser Hingebung. Kyburg selbst war tief bewegt.

„Ich danke euch, ihr wackeren Männer!" sprach der Graf. „Ihr habt mein Haus und meine Familie gegen räuberischen Ueberfall geschirmt. Dafür ist euch und euren Familien auf zwanzig Jahre der ganze

Güterpacht erlassen. — Jetzt kommt hinauf! Wir werden sehnsüchtig da droben erwartet. — Du, Hinsko, erzählst mir im Hinaufgehen den ganzen Hergang."

Der Verwalter befolgte mit großer Weitschweifigkeit die Weisung seines Herrn. Sogar die wechselnden Reden, zwischen ihm und den Preußen, wurden nicht vergessen und mit kräftigen Zusätzen ausgeschmückt.

„Bei All' dem hab' ich dennoch gefehlt, — denn ich hab' gegen den ausdrücklichen Befehl der gnädigen Frau gehandelt," schloß Hinsko etwas kleinlaut seinen Bericht.

„Was hat die Gräfin Dir befohlen?"

„Wir sollten das Schloß gegen die Preußen nicht vertheidigen, — sie würden dadurch nur grimmiger, unsere Vertheidigung aber sei doch vergeblich. Da wußt' ich mir nicht mehr zu helfen, gnädiger Herr, und sagte, der Herr Graf habe mir die Vertheidigung des Schlosses befohlen. Das ist zwar nicht wahr, — das ist gelogen, — aber, wie gesagt, ich wußte mir nicht anders zu helfen. Und wenn die Rede einmal sollte darauf kommen, so bitt' ich den gnädigen Herrn, mich vor den Augen der gnädigen Gräfin nicht als Lügner stehen zu lassen."

„Sei deßhalb unbesorgt, Hinsko! Wenn auch nicht

auf meinen ausdrücklichen Befehl, so hast Du doch ganz in meinem Sinne gehandelt."

Sie überschritten die Zugbrücke. Kyburg ging an der Spitze der Bauern. Ihnen folgten die Ungarn zu Pferd.

Im Burghofe stand die Gräfin, den kleinen Otto an der Hand, ihr zur Seite Agnes, und weiter zurück das ganze Schloßgesinde. Kyburg drückte seine Gattin an die Brust, und Beide hielten sich einige Sekunden in sprachloser Freude umschlungen. Er küßte sodann den kleinen Otto und Agnes. Das Gesinde grüßte er durch freundliches Kopfnicken.

Die Ungarn waren von den Pferden gestiegen.

„Graf Boskay," sagte Kyburg, den Magnaten vorstellend. „Jener wackere Degen, von dem die Tagesgeschichte so manche tapfere Thaten erzählt."

Adelheide verbeugte sich vor dem Führer der Rothmäntel, und ihr Blick ruhte voll Bewunderung auf der kriegerischen Gestalt.

„Ich bemerke sogleich," fuhr Kyburg nach einigem Schwanken fort, „daß ich Dir den Retter meines Lebens vorgestellt habe. Ohne Boskays Dazwischenkunft, würde ich von den Preußen heute morgen erschossen worden sein."

Die Gräfin erbleichte. Sie stand augenblicklich

entsetzt, Thränen füllten ihre Augen, und dann ergriff sie, von einem überwältigenden Drange hingerissen, mit beiden Händen des Magnaten Rechte, und wollte dieselbe an ihre Lippen drücken. Der Graf zog seine Hand sanft zurück.

Während die Blicke der Gräfin und aller Umstehenden voll Bewunderung und Dank auf dem Retter des Schloßherrn ruhten, wandte sich der Magnat an Agnes. Ihre strahlende Schönheit, noch erhöht durch die Regungen namenloser Freude, machte den jungen Mann etwas befangen. Er sah tief in ihre leuchtenden Augen hinein, die sich vor ihm senkten, und bevor Beide eine Sylbe zu einander gesprochen, hatten sie die Wechselseitigkeit von Gefühlen sich gestanden, welche sie beide unbeschreiblich glücklich machten.

Kyburg hatte die übrigen Offiziere vorgestellt. Sodann befahl er, die Bauern zu bewirthen, und stieg hierauf mit seinen Gästen zu dem Rittersaale der alten Burg empor.

Ausgang.

Friedrich II. erfuhr den Ueberfall Milins und den Anmarsch der Oesterreicher fast zur nämlichen Stunde.

Unverweilt brach er auf, und bezog eine feste Stellung bei Konopitscht. Die Oesterreicher folgten ihm. Sie lagerten auf den Höhen von Marschowitz, nur anderthalb Stunden von den Preußen entfernt.

„Prinz Carl führt seine Truppen beinahe unter meine Kanonen," sagte Friedrich. „Für dieses noble Entgegenkommen müssen wir dem Prinzen rasch unseren Besuch machen."

Von Siegesmuth erfüllt, brach er am Nachmittage des vier und zwanzigsten Oktobers auf. Die preußische Armee marschirte in acht Kolonnen. Nur ein Regiment blieb im Lager zurück, zum Schutze des Gepäckes. Der Soldat mußte, zur Freiheit rascher Bewegung, Alles zurücklassen und durfte nichts tragen, als das Gewehr und sechszig Patronen und den Brodsack.

Mit dem Abende traten die Preußen vor das Angesicht des Feindes, dessen Zelte weithin die Höhen bedeckten. Friedrich wollte seine Truppen rasten, und am folgenden Morgen die Oesterreicher angreifen lassen. Speisen wurden in reichem Maße vertheilt; denn Friedrich wußte, daß ein leerer Magen schlechte Dienste leistet beim Schlagen.

Ein klarer Nachthimmel spannte sein sternbesätes Gewölbe über die feindlichen Armeen. Das Getöse beider Lager vermischte sich, und ihre Wachtfeuer schlugen am Himmel zu einem gemeinsamen Gluthenmeere zusammen. In diesem glühenden Meere schwammen, wie glänzende Brillanten, die milden Sterne, welche in stiller Trauer auf die Völker niederblickten, die im Begriffe standen, sich zu morden und zu zerfleischen.

Der Morgen kam. Die Preußen marschirten in Schlachtordnung auf. Die Oesterreicher lagen unbeweglich auf den Höhen.

Der König besichtigte die feindlichen Stellungen, um die schwächsten Punkte für den Angriff zu erspähen. Das Lager des Prinzen bildete einen Halbmond. Dieser Halbmond hatte eine Ausdehnung von drei Stunden. Der spähende König fand zum Sturme keine Bresche. Allenthalben machten unüberwindliche Schwierigkeiten

des Bodens, oder furchtbare Batterien, jeden Angriff unmöglich. Zugleich erkannte Friedrich den Scharfblick des feindlichen Feldherrn, welcher diese Wahl der Positionen getroffen und so klug die Oertlichkeiten benützt hatte.

„Meine Herren," sprach der König zu den begleitenden Offizieren, „ich ziehe den Hut vor dem strategischen Scharfblicke des Grafen Traun. Betrachten sie diese Höhen, welche Natur und Stellungen unüberwindlich gemacht haben. Ich sage ihnen, es wäre Tollkühnheit, hier einen Angriff zu wagen."

Mittlerweile bestürmten die jüngeren Generäle den Prinzen Carl, er möchte Befehl zum Angriffe geben.

Der Prinz berief den Kriegsrath.

Die ernsten Männer, mit den benarbten Gesichtern, mit den kühnen Blicken und mit den scharfen Zügen, saßen in weitem Kreise um den Herzog von Lothringen. Unter ihnen Graf Traun, der größte Stratege seiner Zeit, ein ruhiger sinnender Mann, mit hellen durchdringenden Augen und geistreichen Gesichtszügen. Damals schon war Trauns Feldherrnruhm fest begründet. Er hatte die Franzosen über den Rhein zurückgeworfen, und mit geringen Opfern die gefahrvolle Ueberschreitung des Stromes dadurch vollbracht, daß er den lauernden Feind durch Märsche und Gegen-

märsche der Art täuschte und ermüdete, daß der Uebergang unerwartet und an einer Stelle geschah, wo es die Franzosen nicht vermutheten. Er schlug Seckendorf und den Marschall Coigny, durchbrach die befestigten französischen Linien und drang in Lothringen ein. Durch seine Bewegungen und Angriffe setzte er die französischen Marschälle so in Schrecken und Verwirrung, daß sie zuletzt nicht mehr Stand hielten, und bei dem Anrücken des Feindes sehr feste Stellungen freiwillig aufgaben. Traun hatte siegreich das deutsche Banner in Frankreich entfaltet, er drängte die Franzosen immer weiter zurück, bis Friedrichs Einfall in Böhmen das Heer zurückrief. Und nun vollzog er den Rückmarsch mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. Im Angesichte der nachdrängenden französischen Armee überschritt er den Rheinstrom, und führte das Heer in ein und zwanzig Tagmärschen an die böhmische Grenze.

Trauns Feldherrngenie wurde von Maria Theresia und von dem ganzen österreichischen Heere gewürdigt, bei dem er im höchsten Ansehen stand.

Prinz Carl trug dem versammelten Kriegsrathe den Zweck der Zusammenkunft vor. Obwohl er selbst kein bestimmtes Votum gab, ließ er dennoch seine Neigung zur Schlacht durchblicken.

Graf Traun hatte die erste Stimme. Alle Augen waren auf den Feldmarschall gerichtet, der nachdenkend niedergesehen, und jetzt seinen Blick erhob. Mit vieler Klarheit und gewohnter Schärfe der Auffassung, entwickelte er seine Ansicht, welche gegen eine Schlacht stimmte.

„Welcher Theil den andern angreift, wird geschlagen," schloß Traun sein Votum. „Ich werde auch ohne Angriff den Preußen nöthigen, daß er Böhmen räumt [1])."

Hiermit war die Sache entschieden, — so groß war das Vertrauen in den Feldherrnblick des Grafen.

Die jüngeren Generäle murrten zwar, und Trenk zeigte große Lust, durch seinen ungestümen Muth Trauns Autorität über den Haufen zu werfen. Aber Prinz Carl entschied im Sinne des Grafen, und die Preußen warteten den ganzen Tag vergebens, auf die von den Höhen niedersteigenden Oesterreicher.

Unbelästigt von dem Feinde, rückte Friedrich in seine Stellung bei Konopitscht. Augenblicklich ließ Traun seine strategischen Künste wirken. Alle Zufuhr wurde den Preußen abgeschnitten und Friedrich gezwungen, das Lager bei Konopitscht zu verlassen. Mit

---

1) Gfrörer B. III. S. 282.

diesem Schritte war er Trauns Macht verfallen. Er konnte seine Stellungen nicht mehr nach freiem Ermessen wählen, sondern mußte jene Wege gehen, die ihm Traun vorschrieb. Des Grafen Genie drängte die Preußen unwiderstehlich aus Böhmen hinaus. Wie ein Zauberer bannte er Friedrichs Heer in Gesetze seines Willens, und bezeichnete ihm alle Bewegungen.

Auch der böhmische Landsturm, von dem Adel organisirt und von der Geistlichkeit angefeuert, begann zu wirken. Das Landvolk verließ, beim Anmarsche der Preußen, die Ortschaften. Die Bauern trieben Kühe, Schweine und Schafe in die Wälder, sie führten das Heu und Getreide weg, oder verbargen es unter der Erde. Kamen nun die hungrigen Preußen in die Dörfer, so fanden sie dieselben menschenleer und nicht das Mindeste, zur Stillung des quälenden Hungers. Der König wurde gezwungen, das Heer aus den Magazinen zu unterhalten. Endlose Wagenzüge, mit Lebensmitteln und Futter für die Pferde beladen, setzten sich aus Schlesien in Bewegung. Allein die Wagenzüge gelangten selten an den Ort ihrer Bestimmung. Sie wurden von den schnellen ungarischen Reitern überfallen und weggenommen. Friedrich gab den Wagenzügen starke Bedeckungen; aber auch dies half nichts. Traun verstärkte die streifenden Colonnen,

es gab blutige Kämpfe, in welchen die Preußen fast regelmäßig geschlagen wurden. Gelangten zufällig dennoch einige Wagen in das Heer, so waren diese Lebensmittel gleichsam im Blute der Preußen getränkt.

Friedrichs Armee litt große Noth. Haufenweise gingen die Soldaten, welche ohnehin gezwungen dienten und den böhmischen Feldzug mit Widerwillen angetreten, zu den Oesterreichern über. Innerhalb acht Tagen, vom sechs und zwanzigsten November bis zum vierten Dezember, desertirten neun tausend Mann [1]).

Hiezu kam der kleine Krieg der Bauern. Diese bildeten bewaffnete Haufen, fielen in Wäldern und Bergschluchten über die Preußen her, und rieben kleine Truppenkörper, die sich von der Armee getrennt, vollständig auf.

Friedrichs Hoffnung, das so rasch eroberte Böhmen behaupten zu können, schwand mit jedem Tage. Seine Stimmung war ungemein bitter, und seine Vorwürfe gegen die Franzosen, welche ihn im Stiche ließen, kannten keine Grenzen. Oeffentlich durfte er seine verzweiflungsvolle Stimmung nicht verrathen; er mußte den Soldaten jederzeit den ruhigen, besonnenen Feldherrn zeigen. Aber Boyer gegenüber schüttete er seinen Groll und seine Verzweiflung rückhaltlos aus.

1) Genealogisch-historische Nachrichten. Th. LXVII. S. 391.

Eben war der König in einem verlassenen Dorfe angelangt. Es schneite, regnete und stürmte um die Wette. Der müde und durchnäßte Monarch betrat ein Bauernhaus, in dem er zu übernachten gedachte. Seine Diener mußten Gartenzäune ausreißen, um den Ofen zu heitzen; sogar das Brennholz hatten die Bauern weggeführt. Lebensmittel fanden sie keine; und die königliche Mahlzeit bestand in einer Flasche Wein, einem trockenen Brode, und einem Stücke geräucherten Fleisches.

„Himmel und Erde haben sich mit der böhmischen Canaille gegen uns verschworen," sagte der König. „Welch' ein Wetter, — es schüttet nur so in einem fort herunter. — Zwei Batterien blieben heute wieder im Kothe stecken, weil die abgematteten und halbverhungerten Pferde das Zeug nicht weiter brachten. Es ist entsetzlich, — zum Verzweifeln! Ich sehe meine Armee unerbittlich zu Grunde gehen! — Dieser Traun, dieser Schwarzkünstler in der Bewegung, schlägt eine große Armee auf's Haupt, — er vernichtet sie, ohne eine Schlacht geliefert zu haben. Unerhört!" —

„Traun kennt seine Stärke, Sire!" entgegnete d'Argens. „Da er den Löwen nicht zu bekämpfen wagt, so umspinnt er ihn mit Netzen strategischer Kunst. Darum sollte der umgarnte Löwe rasch die

Oeffnung benützen, und dieses vermaledeite Böhmen verlassen."

„Die Franzosen haben schändlich an mir gehandelt," rief der König. „Keinen Punkt des Vertrages hielten sie. Hätte der französische Hof eine Armee über den Rhein geschickt, um die Oesterreicher zu verfolgen, und eine zweite Armee nach Hannover, wie dies Alles im Vertrage festgestellt war, — wir müßten jetzt nicht elend zu Grunde gehen."

„Nun, Ludwig XV. überschritt ja persönlich mit einem Heere den Rhein und eroberte Freiburg."

„Freiburg erobert?" rief der Fürst erregt. „Dies hilft mir so viel, als wenn er Constantinopel erobert hätte. — Nein, nein, diese Scheincampagne bemäntelt Ludwigs Wortbrüchigkeit gar nicht."

„Frankreich rächt sich, Sire!"

„Rächt sich?"

„Vor zwei Jahren schlossen Sie Frieden mit Maria Theresia und ließen die Franzosen stecken," erklärte Boyer. „Die Franzosen wurden aus Böhmen hinausgeworfen. Die Oesterreicher stürmten über den Rhein und eroberten Lothringen. Man hat Ihnen dies nicht verzeihen können, wie Sie sehen."

„Und Sie haben es nicht verwinden können, mir das vorzurücken," entgegnete Friedrich bitter. „Son-

derbar, daß im Unglücke die besten Freunde so bereitwillig an begangene Fehler erinnern!"

Er zog einen Brief aus der Tasche.

„Hören Sie, was mir da Minister Podevils schreibt, — Podevils, der vom böhmischen Feldzuge abgerathen und jetzt auf seine Klugheit pocht. — „„Eure Majestät sehen jetzt, daß es nicht so leicht ist, wie Sie geglaubt haben, das Haus Oesterreich zu erniedrigen und dasselbe auf die Stufe von Macht zurückzuführen, die Ihnen beliebt[1]."" — Sollen wir also künftig Vorwürfen entgehen, müssen wir bei jedem Schritte unsere klugen Minister und besorgten Freunde berathen."

Des Königs Adjutant trat rasch in die Stube.

„Majestät, der Feind rückt an!"

Friedrich blickte durch das Fenster, sah den strömenden Regen, den dämmernden Abend, überdachte seine Stellung und fand die Kunde unglaublich.

„Der Feind? Unmöglich! Rücken und linke Flanke gedeckt, die rechte Flanke durch hohe Gebirge geschützt, — woher also der Feind?"

„Bewaffnete Bauernhaufen strömen massenweise aus den Gebirgsschluchten hervor, und rücken in guter Ordnung auf uns los."

„Generalmarsch!" befahl der Fürst.

1) Gfrörer B. III S. 295.

Der Adjutant eilte hinaus.

„Ha, — die böhmische Canaille gönnt uns nicht einmal Nachtquartier!“ sagte Friedrich, während er den Degen umschnallte. „Nieder mit den Schurken!“

Als er und Boyer zu Pferd stiegen, krachten bereits Schüsse in der Ferne. Der König sprengte aus dem Dorfe, um einen Ueberblick der Lage zu gewinnen. Er sah die Nachhut mit den Bauern handgemein, und die dunklen Bergschluchten unabläßig feindliche Haufen ausspeien, die mit wildem Geschrei in den Kampf stürzten. Der Monarch erkannte augenblicklich das Gefährliche der Lage. Die Böhmen waren weit überlegen an Zahl, und auch, den abgematteten Soldaten gegenüber, an Kraft und Muth. Das nächste Corps konnte zur Unterstützung nicht herangezogen, und die wenige Reiterei wegen des Terrains nicht benützt werden. Friedrich gab Befehle. Er ließ eine kleine Hut zum Schutze des Dorfes zurück, und führte persönlich die Truppen in den Kampf. Dieser wurde blutig und gräßlich. Der niederströmende Regen durchnäßte das Pulver auf den Zündpfannen. Die Soldaten konnten nicht mehr feuern, sie benützten Bajonette und Gewehrkolben, und so entspann sich ein schreckliches Handgemenge. Die Bauern, von Wuth gegen ihre Peiniger getrieben, schlugen und stachen, wie besessen, auf die Preußen

los, welche dem ungestümen Andrange immer schwächeren Widerstand entgegensetzten. Die Nacht machte rasch dem Gemetzel ein Ende, aber ein Schwarm Bauern war in das Dorf gedrungen, hatte die kleine Besatzung überwältigt und den Ort in Brand gesteckt. Der König mußte Todte und Verwundete zurücklassen, und in der stürmischen Nacht weiter marschieren.

Aehnliche Ueberfälle geschahen fast jeden Tag. Friedrich gab Böhmen verloren und rückte in vier Colonnen nach der schlesischen Grenze.

Die stärkste dieser Colonnen, unter dem Generale Einsiedel, wurde beinahe vollständig aufgerieben. Ein Theil derselben hielt nämlich Prag besetzt. Beim Abzuge plünderten die Preußen. Sogar Stabsoffiziere vergaßen so weit Rang und Würde, daß sie in die vornehmsten Häuser raubend eindrangen [1]. — Dies empörte die Prager. Mit Flintenschüssen verfolgten sie die Abziehenden. Einsiedel marschierte durch den Bunzlauer Kreis. Die Bauern führten die Heersäule irre, mitten in die wildesten Gebirge hinein. Dort mußten die Soldaten im Freien übernachten, und von Kälte erstarrt, die feindlichen Anfälle abwehren. General Einsiedel verlor den größten Theil seines Corps, unzähliche Wagen, und alle Kanonen, hundert fünfzig

1) Gfrörer, B. III. S. 285.

Feuerschlünde. Von der gänzlichen Vernichtung wurde er nur durch General Nassau gerettet, der aus Schlesien herbeieilte.

Von vielen kleinen Corps, welche Tabor, Budweis, Frauenburg und andere Städte besetzt hielten, kam kein Mann zurück. Die Oesterreicher erstürmten diese Plätze, hieben die Besatzung nieder, oder nahmen sie gefangen.

Mit neunzig tausend Mann, getragen von den kühnsten Hoffnungen, brach Friedrich II. in Böhmen ein. Kaum acht und dreißig tausend Mann sahen die Heimath wieder.

„Dieses große Heer,“ sagte der König, „welches Böhmen verschlingen und selbst Oesterreich überschwemmen sollte, hatte das Schicksal der Armada Philipps II. [1])“

Diese Grabrede hielt Friedrich II. jenen Tausenden, welche seiner unersättlichen Eroberungsgier und seiner Gewissenlosigkeit neuerdings zum Opfer gefallen waren.

Drei Monate später sah die alte Kaiserburg zu Wien ein glänzendes Fest. Graf Boskay feierte seine Vermählung mit Agnes von Kyburg.

1) Oeuvr. III. 75.

Auf den besonderen Wunsch der Königin wurde nämlich die Trauung in Wien gehalten, und nicht in der kleinen Schloßkapelle zu Wildstein in Böhmen, wohin Graf Kyburg, zum Schlusse der siegreichen Befreiung Böhmens, den Glanz dieses Festes gern verlegt hätte. Maria Theresia bemerkte jedoch Kyburg, daß die Pflicht ihrer Erkenntlichkeit gegen den Magnaten älter sei, als jene des Grafen.

„Boskay hat Ihnen zwar das Leben gerettet," schrieb sie ihm, „und die Erinnerung an diese edle That, so wie an die großen Vorzüge des Magnaten, macht Sie zu dem glücklichen und beneidenswerthen Vater einer glänzend verheiratheten Tochter. Gedenke ich jedoch der vergangenen Tage meines Unglückes, der peinvollen Lage zu Preßburg und der aufopfernden Thätigkeit Boskay's für mich, dessen Einfluß und Energie wir vielleicht das glückliche Resultat der Beschlüsse der ungarischen Stände zu verdanken haben, nebst allen wichtigen Folgen, die sich daran knüpften, so ist es kaum zweifelhaft, wer von uns Beiden des Magnaten größter Schuldner ist."

So kam es, daß Boskay's Vermählung mit der schönen Agnes zu Wien mit aller Pracht gefeiert wurde. Die Königin erhob den verdienstvollen Mann

bei dieser Gelegenheit zum General und schmückte ihn mit Ordenssternen.

Benatek und der kleine lebendige Graf von Bath wohnten gleichfalls den Festlichkeiten bei.

Zu den Glücklichsten jener Stunden gehörte ohne Zweifel des Magnaten Wachtmeister, Mathias Skandori. Thränen der Freude füllten seine Augen, als er den geliebten Herrn in der glänzenden Uniform, mit Ehren überhäuft, und dessen Brust mit leuchtenden Ordenssternen geschmückt sah.

In den weiteren Feldzügen, welche Maria Theresia gegen ihren unversöhnlichen Feind, Friedrich von Preußen, zu führen gezwungen war, zeichnete sich Boskay durch hohen Muth und militärische Tüchtigkeit aus, bis es ihm in späteren Jahren vergönnt war, an der Seite einer tugendreichen Gattin, umgeben von hoffnungsvollen Kindern, seine Tage in Ruhe und Glück zu beschließen.